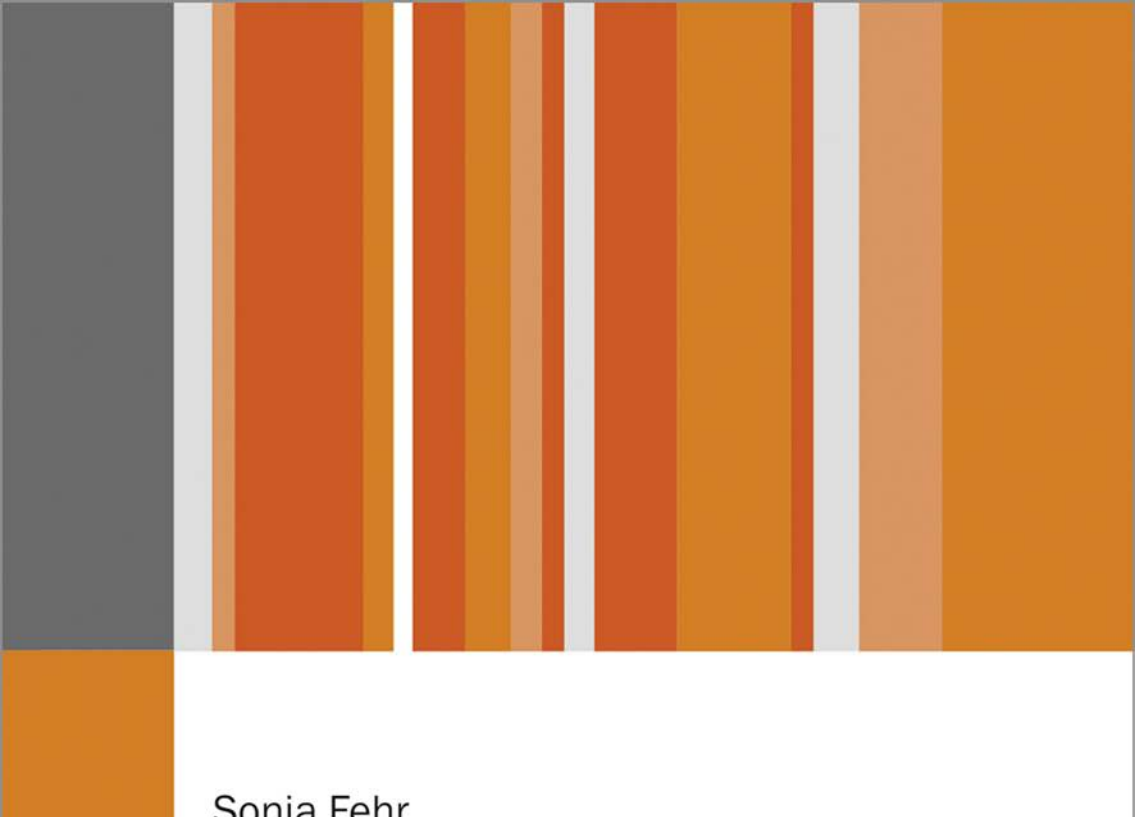




Sonja Fehr

Familien in der Falle?

Dynamik familialer Armut
in der individualisierten
Erwerbsgesellschaft

BELTZ JUVENTA

Sonja Fehr
Familien in der Falle?

Sonja Fehr

Familien in der Falle?

Dynamik familialer Armut in
der individualisierten Erwerbsgesellschaft

BELTZ JUVENTA

Die Autorin

Sonja Fehr, Jg. 1979, Dr. rer. pol., ist Dozentin im FB Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Soziologie Sozialer Ungleichheit, Familien- und Arbeitssoziologie.

Dissertation an der Universität Kassel, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften,
Disputation am 16.3.2016.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-3646-6 Print

ISBN 978-3-7799-4641-0 E-Book (PDF)

1. Auflage 2017

© 2017 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel

Satz: Helmut Rohde, Euskirchen

Druck und Bindung: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autoren und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort	7
I. Einleitung	9
II. Forschungsstand	15
1. Blick der Armutsforschung auf die Familie	15
2. Blick der Familienforschung auf Armut	23
3. Forschungslücke: Familiensoziologie der Armut	27
III. Theorie	30
1. Der ökonomische Beitrag der Familie	32
1.1 Die ökonomische Funktion der Familie	33
1.2 Ökonomische Praktiken der Familie	46
1.3 Zwischenfazit	66
2. Die ökonomische Krise der Familie	68
2.1 Entgrenzung familialen Lebens	69
2.2 Sozialpolitische Verstärkung von Marktabhängigkeiten	84
2.3 Die individualisierte Erwerbsarbeitsgesellschaft	106
2.4 Zwischenfazit	133
3. Dynamik von Armut in Gesellschaft	136
3.1 Die gesellschaftliche Konstruktion von Armut	137
3.2 Dynamik von Armut und Lebenschancen	159
4. Theoretisches Fazit und Ausblick auf die Empirie	208
4.1 Familiäre Praktiken in Konfrontation mit Armut	209
4.2 Ökonomische Belastungen der Familie im Zeitverlauf	212
4.3 Dynamik familialer Armut	214
IV. Forschungsdesign	217
1. Verschränkung qualitativer und quantitativer Ergebnisse	218
2. Qualitatives Design	219
2.1 Erhebungsmethode	224
2.2 Auswertungsmethode	224

3. Quantitatives Design	225
3.1 Deskription	226
3.2 Analyse	230
V. Empirie	232
1. Dimensionen familialer Armut	232
1.1 Dimensionen familialer Bedürftigkeit und Geldarmut	233
1.2 Dimensionen familialer Teilhabe	280
1.3 Dimensionen familialer Lebenschancen	298
2. Determinanten familialer Lebenschancen	335
2.1 Deskription: Determinanten familialer Armut	336
2.2 Subjektive Situationsdeutungen sozialer Widerstandskräfte	372
2.3 Multivariate Analysen: Determinanten familialer Lebenschancen	389
3. Empirisches Fazit und Rückbindung an die Theorie	415
VI. Fazit	427
Inhaltliches Fazit	427
Methodologisches Fazit	429
Anhang: Abbildungen	431
Literatur	435
Abkürzungsverzeichnis	469
Dank	470

Vorwort

Familiensoziologie und Soziologie der Armut: Man wundert sich, dass es zu dieser Kombination so wenig soziologische Forschung gibt. Aber es ist so.

Indem in der Arbeit der Versuch gemacht wird, eine „Familiensoziologie der Armut“ zu entwickeln, wird tatsächlich ein neues Forschungsfeld für die Soziologie vermessen. Dies spricht für einen souveränen Überblick der Autorin und für exzellentes forschungsstrategisches Augenmaß. Jedes der beiden Forschungsfelder der Soziologie, die hier verknüpft werden, hat sich in der jüngeren Vergangenheit dynamisch entwickelt. „Familie“ hat in den letzten Jahrzehnten einen deutlichen Heterogenisierungsprozess durchlaufen, ähnlich wie „Erwerbsarbeit“. Bei „Armut“ dagegen könnte es sein, dass sich weniger der Gegenstand, sondern eher die soziologische Sicht darauf gewandelt hat. Längsschnittdatensätze haben zur Verzeitlichung der Armutsforschung geführt, völlig neue Einsichten in die Dynamik von Armutslagen ermöglicht und eine spezialisierte Methodenentwicklung angeregt. Sonja Fehr verbindet anspruchsvolle quantitative und qualitative Methoden und hält den Text zugleich lesbar – das ist eine sehr beachtliche Leistung.

Ein neues Forschungsfeld zu vermessen ist mühsam und zugleich spannend. Man sieht dem Buch beides an, sowohl die investierte Energie als auch die Freude am Forschen. Und von beidem profitiert die Leserin, der Leser. Die Fragestellung wird klar entwickelt und im Zuge der Arbeit nie aus den Augen verloren. Sonja Fehr entwickelt erst Theorieargumente auf der Mikroebene und bezieht diese dann auf die Makroebene, in der systematischen Absicht, das Spannungsverhältnis zwischen Familie und Gesellschaft in den Griff zu bekommen.

Die empirische Untersuchung besteht aus einem deskriptiven und einem erklärenden Teil. Es erübrigt sich hier, auf Einzelheiten einzugehen. Insgesamt entsteht ein Bild, an den sich die weitere soziologische Forschung zu Familie und Armut orientieren kann. Auf ein spezielles Thema lohnt es sich aber doch etwas genauer einzugehen: Die Falle. Zu der Frage, ob sich Familien in einer Falle befinden, gibt es in der Arbeit an unterschiedlichen Stellen interessante Ergebnisse und wertvolle Hinweise. Zieht man diese zusammen, so kommt man zu dem Ergebnis, dass die Dynamik der Arbeitsaufnahme zugenommen, die Dynamik der Abgänge aus Armut dagegen abgenommen hat. Letzteres Ergebnis wird quantitativ empirisch gezeigt

und durch qualitative Daten gut unterfüttert. Es liegt auf der Hand, und wird von der Autorin auch erwähnt, dass dies mit den Hartz-Reformen zu tun hat. Man kann also ohne allzu sehr zuzuspitzen sagen, dass die Hartz-Reformen unter Anderem zu einer Verschönerung der Arbeitslosenstatistik ohne Verbesserung der Lebenschancen armer Familien geführt haben. Das mag vielleicht nicht die Intention gewesen sein, ist aber bestimmt einer ihrer Effekte.

Familiensoziologie und Soziologie der Armut: Jetzt gibt es dazu eine maßgebliche Untersuchung. Das ist Sonja Fehr zu danken.

Georg Vobruba

I. Einleitung

Jedes vierte Kind in Deutschland gilt als arm (Tophoven/Wenzig/Lietzmann 2015, S. 10). Befunde hoher¹ Kinderarmut kolportieren eine ernüchternde Botschaft: Eines der reichsten Länder der Erde ist nicht in der Lage, heranwachsenden Generationen einen guten Start ins Leben zu ermöglichen. Das Problem sei besser heute als morgen zu beseitigen (vgl. Butterwegge 2010). Allerdings ist das Phänomen hoher Kinderarmut keinesfalls neu, sondern steht seit den 1980er-Jahren auf der sozialpolitischen Agenda. Obwohl die alarmierende Botschaft einer „Infantilisierung von Armut“ (Hauser 1989, S. 126) redundantes Motiv neuerer Regierungsberichterstattungen ist (vgl. BMAS 2001, 2005, 2008, 2013), haben sich Kinderarmutsquoten seitdem eher erhöht, denn verringert. Berichte gehen mit Nachrichten von steigenden oder stagnierenden Kinderarmutsquoten einher (vgl. Tophoven/Wenzig/Lietzmann 2015).

Doch sind nicht nur viele Kinder im Land arm, zudem ist das Land auch arm an Kindern (Peuckert 2012, S. 168). Niedrige Fertilitätsraten verweisen auf durchaus vorhandene Kinderwünsche, die vielfach nicht verwirklicht werden (u. a. Wagner 2008). Auch dieses Problem steht seit den 1990er-Jahren auf der familienpolitischen Agenda (vgl. BMFSFJ 1994, 2007, 2013, 2015).²

Die simultanen Phänomene hoher Kinderarmut respektive hoher familialer Armut, niedriger Fertilitätsraten und einer abnehmenden Bedeutung familialer Lebensformen verknüpfend, verweist die Ungleichheitsforschung auf eine steigende Armutsbetroffenheit von Familien (Boehle/Voges 2013). In Antizipation hoher Armutsrisiken scheinen potentielle Eltern vor einem Dilemma zu stehen: Entweder schieben sie ihre Familiengründung auf und riskieren Kinderlosigkeit oder sie verwirklichen frühzeitig ihren Kinder-

1 Der Anteil von knapp 25 Prozent armer Kinder kann als hoch eingestuft werden, weil Kinder häufiger von Armut betroffen sind als andere Altersgruppen und ihre Armutsbetroffenheit im Zeitverlauf gestiegen ist.

2 Frauen der Jahrgänge 1933–1938 haben durchschnittlich 2, die Jahrgänge 1949–1953/1954–1958 durchschnittlich 1,7–1,8 und die Jahrgänge 1969–1973 durchschnittlich 1,4 Kinder geboren. Neuere Daten sprechen für eine Trendumkehr der prognostizierten Fertilität von Frauen, die nach 1972 geboren sind (Peuckert 2012, S. 174 ff.; BMFSFJ 2016).

wunsch und riskieren die Konfrontation mit Armut (vgl. Kurz 2005; Brose 2008; Gebel/Giesecke 2009). Entschieden sich mehr potentielle Eltern für Kinder, würden familiäre Armutsquoten noch höher ausfallen (Schulze 2015).

Am Scheideweg zur Armut richtet die vorliegende Arbeit ihr Forschungsinteresse auf die Lebenspraxis von Frauen und Männern, die sich trotz unsicherer Lebensperspektive für Kinder entschieden haben und damit Bestandteil entsprechender Armutskenziffern wurden: *Forschungsgegenstand ist das Phänomen familialer Armut*. Erklärtes Ziel ist eine umfangliche, dichte und tiefe Beschreibung der Dynamiken familialer Armut. Individuellen Ursachen von Armut wird nachgegangen, indem familiäre Wege in Armut nachvollzogen werden. Ihre sozialen Ursachen werden untersucht, indem armutsverweisende Mechanismen sozialer Wandlungsprozesse aufgedeckt werden. Im Untersuchungsfokus stehen sodann familiäre Verarbeitungspraktiken von Armut. Durch Herausarbeitung immanenter Wirkungsweisen von Armut in erwerbszentrierten Gesellschaften soll aufgezeigt werden, wie arme Familien mit den Bedingungen ihrer sozialen Position umgehen.

Für den Argumentationsverlauf ist der Titel der Arbeit „Familien in der Falle? Dynamik familialer Armut in der individualisierten Erwerbsgesellschaft“ Programm: Untersuchungsgruppe ist die *Familie*. Zur ursächlichen Ergründung des Phänomens hoher familialer Armut werden ihre Ernährenden untersucht. In Abgrenzung zum bürgerlichen Familienmodell mit männlichem Familienernährer wird auf eine Geschlechterzuschreibung der Ernährendenrolle verzichtet und von einem Familienmodell mit verhandelbarer Arbeitsteilung ausgegangen, in dem alle erwerbsfähigen Mitglieder zur Produktion monetärer und nicht monetärer Güter beitragen können. Hierunter fallen im Haushalt lebende Eltern, außerhalb des Haushalts lebende Unterhaltspflichtige sowie erwerbsfähige Kinder. Im Fokus stehen Frauen und Männer mit Familienbezug, was alle gesellschaftlich gelebten Familienmodelle einschließt (vgl. Gottschall/Schröder 2013).

Bei der Ergründung der *Dynamik* familialer Armut spielt die Zeitdimension eine zentrale Rolle. Anschließend an die Forschungstradition der dynamischen Armutsforschung stehen familiäre Wege in, durch und aus Armut im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Einerseits wird die These zunehmender Lockerungen, andererseits die These zunehmender Verhärtungen der Korrelation von Armut und Lebenschancen geprüft: *Werden individuelle Lebenschancen durch familiäre Armut beschränkt?* Dabei wird die These verfolgt, Familien könnten durch Wirkungskräfte der Armut in

eine *Falle* sozialer Exklusion geraten, aus der ihre Mitglieder keinen Ausweg finden.

Der Begriff der Exklusion impliziert eine theoretische Kopplung an Mechanismen sozialer Integration. Armut wird als Negativfolie sozialer Integration betrachtet, die aus mangelnder Einbindung in soziale Nahbeziehungen (Familie) und gesellschaftliche Arbeitsteilungsprozesse (Markt) sowie Einschränkungen sozialer Rechte (Staat) resultiert:

„[A]lles menschliche, gesellschaftliche Leben [ist] auf Kooperation in der Arbeit (als Quelle des Überlebens und der Wohlfahrt der Einzelnen und des sozialen Verbands in Auseinandersetzung mit der Natur), auf Reziprozität in den sozialen Nahbeziehungen (als Quelle von Reproduktion und Solidarität) und auf Formen gesellschaftlicher Umverteilung (als Quelle des internen Zusammenhalts und Überlebens des Gemeinwesens) angewiesen.“

(Kronauer 2010, S. 244)

Aufbauend auf wechselseitigen Bezügen zwischen Armut und Gesellschaft stellt sich die makroanalytische Frage, *ob das soziale Phänomen hoher familialer Armut ein soziales Problem darstellt* – wie Seccombe (2000, S. 1107) konstatiert: „The large number of families in poverty represents a social problem, not merely an individual problem.“ Zur Klärung des Zusammenhangs wird gegensätzlichen Indizien einer Problematisierung familialer Armut nachgegangen. Einerseits signalisieren sozial- und familienpolitische Interventionen („Hartz-Reformen“, „Nachhaltige Familienpolitik“) gewisse Nervositäten gegenüber potentiellen Verfestigungen familialer Armut am unteren Rand der Gesellschaft. Andererseits verweisen ausbleibende bzw. erfolglose Interventionen gegen familiäre Armut auf keine Infragestellung der gesellschaftlichen Ordnung. Möglicherweise verläuft die Wohlfahrtsproduktion der Sphären Familie, Markt und Staat selbst in Konfrontation mit familialer Armut in geordneten Bahnen.

Die Argumentation erfolgt in Auseinandersetzung mit aufzuzeigenden Paradigmen einer *individualisierten Erwerbsgesellschaft*. Arbeitssoziologische Befunde zum Primat individueller Erwerbsintegration in hochgradig arbeitsteiligen Erwerbsarbeitsgesellschaften legen die Konsultation klassenanalytischer Instrumente nahe. Soziale Klassenlagen werden in Anlehnung an Weber (1921/2009, S. 127)³ als individuelle Marktlagen und Arbeits-

3 „§ 1. ‚Klassenlage‘ soll die typische Chance der 1. Güterversorgung, 2. der äußeren Lebenshaltung, 3. des inneren Lebensschicksals heißen, welche aus Maß und Art der Verfügungsgewalt (oder des Fehlens solcher) über Güter oder Leistungsqualifikationen und aus

situationen betrachtet und an resultierenden Lebenschancen festgemacht. Analog zu neo-weberianischen Klassenkonzepten kritisiert die Analyse das meritokratische Leistungsprinzip als Grundpfeiler sozialer Ungleichheit in kapitalistischen Marktgesellschaften (vgl. Groh-Samberg 2009, S. 205). Mit Verweis auf zunehmend vereinzelte und diskontinuierliche Lebens- und Erwerbsverläufe wird darüber hinaus das Postulat einer Demokratisierung sozialer Risiken „Jenseits von Stand und Klasse“ (Beck 1986) diskutiert.

Mit der Untersuchung der Dynamik familialer Armut erbringt die vorliegende Arbeit weitgehend Grundlagenarbeit. Denn obwohl die vorgestellten Phänomene seit längerem offenliegen, wurde der Zusammenhang von Armut und Familie noch nicht systematisch erschlossen. Die zu leistende Begründung des Explanandums erfolgt innerhalb eines *multiperspektivischen Forschungsdesigns*. Im theoretischen Teil werden Annahmen und Befunde der Familien- und Armutsforschung auf Mikro- und Makroebene miteinander verzahnt. Im empirischen Teil erfolgt eine Verknüpfung qualitativer und quantitativer Methoden. Sekundäranalysen qualitativer Interviews der Panelstudie „Armutsdynamik und Arbeitsmarkt“ (PAA) werden mit Sekundäranalysen quantitativer Befragungsdaten des „Sozioökonomischen Panels“ (SOEP) verbunden.

Die Arbeit gliedert sich in sechs Kapitel: Einleitung, Forschungsstand, Theorie, Forschungsdesign, Empirie und Fazit.

Nach der *Einleitung* erfolgt im *Forschungsstand* die Herausarbeitung bisheriger Erkenntnisse der Armuts- und Familienforschung. Beide Forschungsperspektiven wurden bisher eher kursorisch aufeinander bezogen, sodass im ausstehenden Fundament einer Familiensoziologie der Armut ein Forschungsdesiderat identifiziert wird.

Das theoretische Kapitel setzt sich aus familiensoziologischen, zeitdiagnostischen und armutssoziologischen Teilkapiteln zusammen. Im ersten Teilkapitel (*Der ökonomische Beitrag der Familie*) werden familiensoziologische Argumente zur Ableitung einer ökonomischen Funktion der Familie genutzt. Die Familie wird (neben Markt und Staat) als dritte zentrale Wohlfahrtsproduzentin moderner Gesellschaften eingeführt. Darüber hinaus erfolgt unter den Stichworten „familiäre Arbeitsteilung“ und „familiäre Solidarität“ eine Auseinandersetzung mit ökonomischen Produktions- und Konsumtionspraktiken der Familie. Im zweiten Teilkapitel (*Die ökonomi-*

der gegebenen Art ihrer Verwertbarkeit für die Erzielung von Einkommen oder Einkünften innerhalb einer gegebenen Wirtschaftsordnung folgt.“

sche Krise der Familie) soll aufgezeigt werden, welchen Hürden Familien in ihrer ökonomischen Herstellungspraxis begegnen. Zur Ergründung der Ursachen einer ökonomischen Krise der Familie werden soziale Wandlungsprozesse von Familie, Staat und Markt unter den Stichworten „Differenzierung“, „Re-Kommodifizierung“ und „Entgrenzung“ problematisiert. Das dritte Teilkapitel (*Dynamik von Armut in Gesellschaft*) liefert eine armutssoziologische Aufbereitung wechselseitiger Abhängigkeiten zwischen den Armen und ihrer Gesellschaft. Erstens erfolgt eine Exegese konstruktivistischer und substantialistischer Armutskonzeptionen, die zur theoretischen Fundierung und Ableitung zentraler Armutsdimensionen dient. Zweitens rücken individuelle und strukturelle Armutsdynamiken in den Vordergrund, die unter den Stichworten „Dynamik“ und „Verfestigung“ diskutiert werden. Drittens erfolgt eine Diskussion konkurrierender Verhaltensannahmen rationaler Akteure, resilienter Persönlichkeiten und interpretierender Subjekte, die auf unterschiedliche Wirkungszusammenhänge von Armut und Lebenschancen schließen lassen. Im vierten Teilkapitel (*Theoretisches Fazit und Ausblick auf die Empirie*) werden herausgearbeitete Erkenntnisse der Familien- und Armutssoziologie in forschungsleitende Hypothesen überführt.

Im sich anschließenden vierten Kapitel erfolgt die Beschreibung des multiperspektiven *Forschungsdesigns* einer Verknüpfung qualitativer und quantitativer Auswertungsmethoden, die sowohl Zugriffe auf quantifizierbare Armutsrisiken und -verläufe als auch auf subjektive Deutungsweisen familialer Armut ermöglicht. In der Deskription werden Interpretationen quantitativer Befragungsdaten (Häufigkeitsverteilungen und Verweildaueranalysen) mit Interpretationen narrativer Interviews (Inhaltsanalysen) verschränkt. Quantitative Analysen der Determinanten familialer Lebenschancen basieren auf Ereignisdatenanalysen (PCE-Modelle).

Die Einbeziehung der Empirie setzt als fünftes Kapitel mit einem ausführlichen Teilkapitel zu den *Dimensionen familialer Armut* an. Zur Ergründung der forschungsleitenden Frage „Was ist familiäre Armut?“ erfolgt die Ableitung zusammenhängender Indikatoren von Armut, sozialer Teilhabe und Lebenschancen. Dynamiken familialer Armut werden sowohl anhand quantifizierbarer Armutsrisiken und -verläufe als auch anhand subjektiver Situationsdeutungen ermittelt. Das anschließende Teilkapitel zu den *Determinanten familialer Lebenschancen* folgt der forschungsleitenden Frage: „Welche Familien werden, sind und bleiben arm?“ Zum einen werden Einflüsse deduktiv abgeleiteter Faktoren auf familiäre Armutsrisiken und -verläufe quantifiziert, zum anderen soziale Bewältigungsressourcen

familiärer Armut qualitativ rekonstruiert. Das Kapitel schließt mit einem *empirischen Fazit* samt *Rückbindung an die Theorie*.

Im abschließenden *Fazit* werden empirische und theoretische Befunde zusammengeführt, die Leistungen der Arbeit reflektiert und ein Ausblick auf anschließende Forschungsperspektiven gegeben.

II. Forschungsstand

Das Forschungsinteresse an einer Ergründung der Ursachen familialer Armut ist erst in jüngster Zeit erwacht. Zur aggregierten Aufbereitung des Forschungsstands werden das Phänomen familialer Armut tangierende Forschungsstränge herangezogen, verglichen und verknüpft. Einerseits kann auf der Forschungstradition der dynamischen Armutsforschung aufgebaut werden, deren Anhänger/innen und Kritiker/innen sich (am Rande) auch mit familialen Armutsrisiken auseinandersetzen. Andererseits werden Untersuchungen der Familienforschung in den Blick genommen, die neuere (ökonomische) Unsicherheiten im Zuge einer Differenzierung und Pluralisierung familialer Lebensformen thematisieren. Die Darstellung dient der Systematisierung des empirischen Forschungsstands und der Herausarbeitung des weiteren Forschungsbedarfs.

1. Blick der Armutsforschung auf die Familie

Für Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit stellt das Phänomen hoher Armut im hochentwickelten Wohlstands- und Wohlfahrtsstaat kein Novum dar. Seit der Neuentdeckung der „sozialen Frage“ (Castel 2000) in den 1980er-Jahren hat die Armutsforschung an Fahrt gewonnen und eine Vielzahl theoretischer Konzepte und empirischer Studien produziert. Dokumentiert wird ein nahezu kontinuierlicher Anstieg der Vermögens- und Einkommensungleichheit in Deutschland, der mit einem deutlichen Anstieg der Armutsrisikoquoten einhergeht (Grabka/Goebel/Schupp 2012; Grabka und Westermeier 2014; Goebel/Grabka/Schröder 2015; vgl. auch Piketty 2014). Seit Erreichen der höchsten Armutsquoten der Nachkriegszeit (BMAS 2013; Krause et al. 2015) ist derzeit eher eine Stagnation auf hohem Niveau zu verzeichnen (Haupt/Nollmann 2014; Groh-Samberg 2014; Spannagel 2015).

Dass Familien innerhalb dieser Entwicklung eine der wichtigsten Risikogruppen darstellen, wurde ebenfalls bereits in den 1980ern über die Proklamation des Phänomens einer „Infantilisierung von Armut“ prominent (Hauser 1989, S. 126). Der Begriff beschreibt eine veränderte Komposition der Armutsbevölkerung, die sich zunehmend aus Kindern und Jugendli-

chen zusammensetze (BMAS 2001; BMAS 2013): Kinder sind nicht nur häufiger einkommensarm als andere Bevölkerungsgruppen, sondern ihr Armutsrisiko steige zudem schneller an als in anderen Armutsrisikogruppen (vgl. Hauser/Becker 2007; Hübenthal 2009; Buhr/Huinink 2011; Kohler et al. 2012; Goebel/Grabka/Schröder 2015). Auch im Grundsicherungsbezug sind Kinder zunehmend stärker vertreten (Graf/Rudolph 2009; Lietzmann/Tophoven/Wenzig 2011; Tophoven/Wenzig/Lietzmann 2015). Mit Blick auf das Schicksal der Kinder hat sich ein neuerer Forschungszweig innerhalb der Armutsforschung entwickelt, der sich mit den Lebenslagen und -chancen armer Kinder auseinandersetzt (u. a. Butterwegge 2010; Holz/Berg 2010; Zander 2010; Chassé/Zander/Rasch 2010; Lietzmann/Tophoven/Wenzig 2011; Tophoven/Wenzig/Lietzmann 2015). Wer bei der Literaturrecherche die Schlagworte „Familie“ und „Armut“ verwendet, stößt zunächst auf eine Vielzahl an Publikationen, die sich unter dem Stichwort „Resilienz“ mit kindlichen Sozialisationsbedingungen in Armut beschäftigen. Durch diese Fokussierung auf Kinderarmut wird die Familie als Ort der Entstehung kindlicher Armut in den Schatten gestellt. Erst in jüngster Zeit wurde die Forschung auf die Eltern armer Kinder aufmerksam: Da „arme Kinder nicht vom Himmel fallen“ (Moser 2010) sowie nicht selbst für ihren Bedarf sorgen können (und dürfen), muss ihre unzureichende Versorgungslage mit der Armut ihrer Ernährenden zusammenhängen (vgl. u. a. Zander/Roemer 2015).

Als zu Beginn des Jahrtausends der Band „Leben neben der Wohlstandsgesellschaft. Familien in prekären Lebenslagen“ erschien (Bien/Weidacher 2004), wurde deutlich, dass die Situation armer Familien eine ausbaufähige Leerstelle der Armutsforschung darstellt (Golsch 2005). Seither wird Forschung zur Armut von Familien meist von Armuts- und selten von Familiensoziolog/innen betrieben und sie bearbeitet das Phänomen familialer Armut überwiegend deskriptiv – und vielfach nebenher: Als Kerngruppe werden primär Alleinerziehende, kinderreiche und ausländische Familien identifiziert (u. a. Groh-Samberg 2009; BMAS 2013). *Allerdings existiert (bis dato) keine umfassend auf die Bedürfnisse der Familie zugeschnittene Armutsforschung. Sowohl die Entwicklung eines Indikators familialer Armut als auch eine differenzierte und theoriegeleitete Untersuchung der Bewältigungspraktiken familialer Armut stellen Forschungsdesiderate dar.*

Auf Aggregatebene sticht allerdings das DFG-Projekt „Ursachen und Wandel familialer Armut in Deutschland, 1962 bis 2009“ heraus, das den Anstieg familialer Armut auf Basis des Mikrozensus belegen konnte: Seit den 1960er-Jahren habe sich der Anteil armer Familien in der Bundesrepublik nahezu kontinuierlich erhöht und auf einem überdurchschnittlichen

Niveau verfestigt. Die Befunde verweisen zudem auf eine hohe Sensibilität familialer Armutsquoten für sozialpolitische und wirtschaftliche Konjunkturen (vgl. Boehle/Voges 2013). Einschränkungen der Analysen und abgeleiteter Befunde liegen allerdings in ihren Vergleichen auf der Aggregatenebene: Eine Mikrofundierung familialen Verhaltens in Konfrontation mit Armut kann so nicht geleistet werden.

Dynamik (familiärer) Armut

Auf der Individualebene können Untersuchungen familialer Armut mit Konzepten und Methoden der dynamischen Armutsforschung verknüpft werden. Das Forschungsparadigma hat sich zu Beginn der 1990er-Jahre etabliert. Seinerzeit konnten die Forschenden von technischen Entwicklungen in der Surveyforschung profitieren, die neue Erkenntnisse zur Dauer von Armut ermöglichten. Befunde einer hohen Armutsdynamik wurden mit individualisierungs- und lebenslauftheoretischen Annahmen verbunden – und mündeten in die Diagnose einer Verzeitlichung und Entgrenzung von Armut (vgl. Bane/Ellwood 1986; Buhr 1995, S. 15; Walker 1994; Leisering/Leibfried 1999): Armut sei überwiegend von kurzer Dauer. Wer einmal arm werde, bleibe keineswegs immer arm. Zudem sei die Armutsbevölkerung äußerst heterogen: Armut habe viele Gesichter.

Mit ihrer optimistischen Problemdiagnose bezog die dynamische Armutsforschung eine Gegenposition zur vorherrschenden Sicht auf das Phänomen der Armut. Denn Armut wurde bis dato vornehmlich als verfestigtes Randgruppenphänomen betrachtet. Arme Mitbürger/innen wurden wahlweise als „parasitäre Wohlstandsschmarotzer“ oder „willenlose Opfer sozialer Verhältnisse“ betrachtet. Die Sozialforscher/innen widersprachen diesen Ressentiments (die nicht zuletzt in die Hartz-Reformen mündeten), indem sie auf die hohe Fluktuation und Heterogenität der Armutsbevölkerung verwiesen. Anders als in politischen Debatten kolportiert,⁴ erwiesen sich die Armen als handlungsfähige Akteure, die schnell aus prekären Situationen herausfanden (vgl. u. a. Gebauer/Petschauer/Vobruba 2003, Gebauer 2007; Saraceno 2004; Hansen 2008; Schels 2011; Dörre/Scherschel/

4 Mit den Worten „Es gibt kein Recht auf Faulheit in unserer Gesellschaft“, leitete Bundeskanzler Gerhard Schröder innerhalb seiner Regierungserklärung „Mut zum Frieden und Mut zur Veränderung“ vom 14. März 2003 eine Debatte über „Scheinarbeitslose“ und „Sozialschmarotzer“ ein. Der öffentliche Diskurs zum Sozialleistungsmissbrauch begleitete den gesamten Reformprozess. Noch im Wahlkampf 2005 veröffentlichte Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Clement eine Reportage mit dem Titel: „Vorrang für die Anständigen – Gegen Missbrauch, „Abzocke“ und Selbstbedienung im Sozialstaat“ (BMWA 2005).

Booth 2013). Arme Familienernährer unterschieden sich hierin kaum von anderen Armen (vgl. u. a. Buhr 1995, S. 181 ff.; Gebauer/Petschauer/Vobruha 2003, S. 133 ff.; Hirsland/Ramos Lobato 2010; Schels 2012).

Zwar hat sich die Armutsdynamik seither nicht grundlegend verändert – trotzdem werden mittlerweile andere Diagnosen abgeleitet. Längsschnittbezogene Armutsanalysen stellen einerseits kein Novum mehr da, sodass sich Forschung und Öffentlichkeit an die zentrale Botschaft überwiegend hoher Armutsdynamik gewöhnt haben.⁵ Darüber hinaus sind die Armen in Anbetracht historisch niedriger Arbeitslosenquoten etwas aus dem Fokus der politischen Öffentlichkeit gerückt. Andererseits stehen neuerdings wieder mehr die *verharrenden* und weniger die *dynamischen Armen* im Fokus des Interesses. Die These einer Verzeitlichung von Armut wird zunehmend in Frage gestellt: Mit dem Zweiten Sozialgesetzbuch implementierte Wirkungsanalysen der Hartz-Reformen zeigen einen hohen Anteil an Personen (und auch Familien) an, die längerfristig auf Grundsicherungsleistungen angewiesen sind (vgl. u. a. Graf/Rudolph 2009; Koller/Rudolph 2011; Lietzmann 2011; Koller-Bösel/Rudolph 2014). Und auch die These einer sozialen Entgrenzung der Armut wackelt: In Konfrontation mit Verfestigungstendenzen im „Hartz IV-Bezug“ wird auf die soziale Homogenität der Armen verwiesen (vgl. Groh-Samberg 2014). Entgegen der These einer Demokratisierung sozialer Risiken existiere ein strenger und robuster Zusammenhang zwischen Klassen- und Armutslagen. Vor allem Familien der Arbeiter/innenklasse unterlägen dem Risiko einer Verfestigung ihrer Armut (Groh-Samberg 2004, S. 671 f.; vgl. auch Groh-Samberg 2009, 2010, 2014; Vandecasteele 2010, 2011).

In jüngsten Entwicklungslinien einer längsschnittbezogenen Armutsforschung zeichnet sich damit eine erste Polarisierung ab: *Auf der einen Seite steht die Diagnose einer überwiegend beweglichen, heterogenen Armutsbevölkerung – auf der anderen Seite die Diagnose einer überwiegend verharrenden, homogenen Armutspopulation. Beide Diagnosen sollen im Weiteren in Bezug auf die Dynamik familialer Armut geprüft werden.*

Armutsauslösende Ereignisse im Kontext von Familie

Seit Etablierung einer zeitbezogenen Perspektive auf das Phänomen der Armut bauen Studien vielfach auf Ereignisanalysen auf: „Indeed, since Bane and Elwood published their seminal paper ‚Slipping into and out of Poverty‘

5 Laut § 55 des SGB II sind „die Wirkungen der Leistungen zur Eingliederung und der Leistungen zur Sicherung des Lebensunterhalts [...] regelmäßig und zeitnah zu untersuchen“.

in 1986, a slow but steady stream of scholarship on triggering events has developed“ (Edin/Kissane 2010: 464 mit Verweis auf Bane/Ellwood 1986). Armutsforscher/innen untersuchen, ob Lebenslaufereignisse wie Geburten, Todesfälle, Unfälle, Trennungen oder Arbeitsverluste in Armut führen. Mithilfe von Ereignisanalysen liefern sie umfangreiche Informationen zu auslösenden Momenten familialer Armut (vgl. u. a. Andreß/Schulte 1998; Andreß 2004; Schulze 2008; Edin/Kissane 2010; Vandecasteele 2010, 2011, 2015; Kohler et al. 2012; Bröckel/Andreß 2015).

Im Ergebnis können fertilitätsbedingte Verarmungsrisiken nicht generalisiert werden: Infolge einer Familiengründung oder -erweiterung verschlechtere sich zwar die Wohlstandsposition von Paaren.⁶ Doch würden nur jene Paare durch die *Geburt* von Kindern in Armut katapultiert, die sich schon zuvor nahe der Armutsgrenze bewegt hätten (Schulze 2008).⁷ Potentielle Eltern gingen Verarmungsrisiken aber auch vielfach aus dem Weg, indem sie ihre Familiengründung und -erweiterung in unsicheren Zeiten in die Zukunft verschöben (Kreyenfeld 2005; Kurz 2005; Brose 2008; Gebel/Giesecke 2009). Vor allem Frauen mit höheren Bildungsabschlüssen neigten zum Fertilitätsaufschub, während sich Frauen mit niedrigen Bildungsabschlüssen in prekären Situationen eher für Kinder entschieden (Kreyenfeld 2005). Wer sich in jungen Jahren für Kinder entscheide, gehe dabei ein erhöhtes Armuts-, Verschuldungs- und Trennungsrisiko ein (Weidacher 2004).

Scheidungen und Trennungen stellten wiederum ein Armutsrisiko dar, wenn plötzliche Einkommensausfälle nicht kompensiert werden könnten. Im Jahr der Trennung erfuhren Frauen eine erhebliche Abnahme ihres Haushaltseinkommens, dessen Niveau sich auch in den Folgejahren nicht wesentlich verbessere (Andreß 2004). Allerdings zeigen Ländervergleiche, dass Trennungen oder Scheidungen nicht zwangsläufig in Armut führen müssen. Nur in Deutschland und Großbritannien gingen Frauen infolge ihrer Trennung ein hohes Risiko ein langfristig in Armut zu verweilen (Uunk 2004; Vandecasteele 2011, S. 267).

Familiale Armut ist darüber hinaus in erster Linie auf die Erwerbslosigkeit ihrer Ernährenden zurückzuführen (vgl. u. a. Hanesch/Klockmann 2000). Im internationalen Vergleich wird Deutschland ein besonders enger

6 Auch Buhr/Huinink (2011) verdeutlichen, junge Familien seien vor allem in der Gründungs- und Aufbauphase mit erhöhten Armutsrisiken konfrontiert.

7 So liefern auch die Befunde unterschiedlicher Verhaltensmuster in Konfrontation mit ökonomischer Unsicherheit Indizien für die spezifischen Risiken klassentypischer Lebensverläufe (vgl. Groh-Samberg/Hertel 2011).

Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Armut bescheinigt (Gallie/Paugam/Jacobs 2003; OECD 2008; Kohler et al. 2012). Auch hinsichtlich der Armutsrisiken familialer Risikogruppen schneidet Deutschland vergleichsweise schlecht ab, weil hierzulande weder eine umfängliche Erwerbsintegration der Familienernährenden noch ihre umfängliche Absicherung gegen Armutsrisiken gelinge. Familien, die nicht oder nur schwach in den Arbeitsmarkt integriert sind, gelten daher als „familiäre Risikogruppen“ (Schulze 2008, S. 133 ff.; vgl. auch Bahle/Ebbinghaus/Göbel 2015). Entsprechend hänge auch die Überwindung familialer Armut maßgeblich vom Grad der familialen Integration in die Erwerbssphäre ab (Buhr 1995, S. 120 ff.; Voges/Ostner 1995; Lohmann 2007; Achatz/Trappmann 2011; Lietzmann 2011; Kraus 2014). Hiermit rückt ein weiterer Fokus der vorliegenden Untersuchung in den Vordergrund: *Von nun an wird der integrativen Kraft der Erwerbssphäre verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet.*

Psychosoziale Folgen von Armut und Arbeitslosigkeit

Wie oben skizziert erlebte die Armutsforschung in den 1980er-Jahren einen Boom, infolgedessen nicht nur das Phänomen der Infantilisierung von Armut, sondern auch die dynamische Armutsforschung in Erscheinung getreten ist. Einen weiteren Entwicklungspfad hat die sozialpsychologische Forschung eingeschlagen, indem sie sich vorwiegend mit den Folgen familialer Armut auseinandersetzt (vgl. zusammenfassend Walper 2008, 2009). *Da auch die vorliegende Arbeit den immanenten Wirkungskräften der Armut verstärkte Aufmerksamkeit schenkt, soll der Forschungsstrang kurz skizziert werden.* An Armutsfolgen interessierte Studien schließen an stresstheoretische Argumente an, indem Armut als Belastung identifiziert wird. Armutsinduzierte Stressoren erhöhten das Risiko in psychische Notlagen zu geraten (Kessler 1982; Salentin 2002; Spiegel 2004; Maguire 2012). Von krisenhaften Erfahrungen seien nicht nur die Familienernährenden, sondern auch ihr soziales Umfeld betroffen. Psychische Überlastungen mündeten im familialen Kontext in Konfliktsituationen, weshalb Beziehungsstress eine vielberichtete Folge von Armut darstelle. Intrafamiliale Konflikte könnten in Gewalt eskalieren und damit nicht nur die Kohärenz der Familie sondern auch die Entwicklung der Kinder beeinträchtigen (vgl. u. a. Walper 1988; Conger et al. 1990; Elder et al. 1992; Eder 2008; Walper 2008; Maguire 2012; Williams/Cheadle/Goosby 2015).

Auch der Verlust eines Arbeitsplatzes wird in der Forschung als krisenhaftes Ereignis betrachtet, das die familiäre Lebenspraxis beeinträchtigen könne (u. a. Hollederer 2002). Als psychosoziale Belastungsfaktoren schlagen u. a. Statusverluste, Rollenkonflikte und verlorene Zeit- und Raum-

strukturen zu Buche (vgl. u. a. Vogel 2001; Ludwig-Mayerhofer 2005, 2008; Promberger 2008).⁸ Vermutet wird, anhaltende Arbeitslosigkeit führe zum Rückzug in enge und dichte Beziehungsnetzwerke. Verfestige sich Armut, könnten Abwärtsspiralen verringerter Unterstützungspotenziale ausgelöst werden (Ludwig 1996; Portes 1998; Gallie/Paugam/Jacobs 2003; Paugam 2008: 74–82; Sattler/Diewald 2010). Insgesamt könne dabei eine verstärkte Hinwendung zu familialen Bindungen registriert werden (Hess/Hartenstein/Smid 1991; Hollstein 2003; Marquardsen/Röbenack 2008; Böhnke 2009; Diewald/Sattler 2010).

Während sich frühere Auseinandersetzungen mit den sozialen und psychosozialen Folgen der Armut eher auf negative Effekte armutsinduzierter Belastungen konzentrierten, rücken in neueren Studien binnenfamiliale Bewältigungspotenziale von Armut in den Vordergrund. Forscher/innen untersuchen, wie Armutslagen durch solidarische Umverteilungen personenbezogener Ressourcen abgefedert werden können (Lohmann 2007, S. 196 ff.). Im Ergebnis neigten arme Familiernährer einerseits dazu, ihren Lebensstandard auf ein Minimum zu reduzieren, um ihre Kinder vor Unterversorgungslagen zu schützen (Hirsland/Ramos Lobato 2014, S. 24). Andererseits versuchen sie, Armutslagen durch die Erweiterung sozialer Unterstützungsnetzwerke zu kompensieren. So konnten Gazso/McDaniel (2015, S. 389) beobachten, wie sich familiäre Gruppen in Konfrontation mit Armut neu konstituieren: „Families by choice demonstrate people’s constant assessment and (re-)definition of their family on the basis of what they give and receive.“ Hinter dem optimistischen Grundton der Studie steckt wiederum ihre theoretische Ausrichtung an Becks These der Individualisierung sozialer Risiken. *Folglich kann die aufgezeigte Polarisierung in Diagnosen der Beweglichkeit und Diagnosen des Verharrens auch in Mikroanalysen aufgezeigt werden.*

Erwerbsmotivation im Kontext von Familie

In ökonomischen Studien stehen nicht die negativen, sondern die positiven Effekte der Armut im Vordergrund. Arbeitsmarktforscher/innen beschäftigen sich aus motivationstheoretischer Perspektive mit Anreizsituationen am Übergang vom Wohlfahrts- zum Erwerbssystem. Der Zusammenhang von Grundsicherungsleistungen, Arbeitsanreizen, -bereitschaft und Partizipation am Arbeitsmarkt wird in der internationalen Diskussion unter den

8 Hingegen kompensierten höher qualifizierte Familiernährer finanzielle Belastungen besser und wüssten darüber hinaus im Zuge der Arbeitslosigkeit hinzugewonnenen Freiheiten mehr zu schätzen (Zeit für Sorgearbeit und Freizeitengagements).

Stichworten „poverty trap“ oder „unemployment trap“ besprochen (vgl. u. a. Mises 1931; Sinn et al. 2002; Mankiw 2004; OECD 2010): Erwerbslose Arbeitskräfte im unteren Einkommensbereich ließen sich durch Lohnersatzleistungen dazu verleiten, keine Suchanstrengungen auf dem Arbeitsmarkt anzustellen und freiwillig in Grundsicherungsbezug zu verbleiben (zur Kritik vgl. Vobruba 2000; Gebauer 2007; Fehr/Vobruba 2011).

Die Grundannahmen eines positiven Wirkungszusammenhangs von Armut auf Arbeit wurden mittlerweile zahlreichen Prüfungen unterzogen, die aber zu widersprüchlichen Ergebnissen kommen. Einige Arbeitsmarktforscher/innen können einen positiven Einfluss niedriger Einkommen auf individuelle Übergangsneigungen in den Arbeitsmarkt beobachten (Andreß/Strengmann-Kuhn 1997; Schneider/Uhlendorf 2005) – andere nicht (vgl. Gangl 1998; Schwarze/Radeschall 2002; Wilde 2003; Brenke 2010). Offenbar spielen kurzfristige finanzielle Anreize am Übergang zwischen dem System sozialer Sicherung und dem Arbeitsmarkt eine untergeordnete Rolle (Gebauer 2007, S. 221; vgl. auch Schels 2012). Stattdessen wird auf einen negativen Zusammenhang von Armut und Arbeitslosigkeit hingewiesen (Dahl/Lorentzen 2003; Gebauer 2007, S. 216; Fehr 2016). Exklusionsforschende identifizieren aus Arbeitslosigkeit resultierende Armutslagen als Auslöser sozialer Desintegrationsspiralen: „But the central factor underlying this process is poverty. Unemployment heightens the risk of people falling into poverty, and poverty in turn makes it more difficult for people to return to work“ (Gallie/Paugam/Jacobs 2003, S. 28). Im Befund armutsinduzierter Exklusionsprozesse schließen die Studien bisweilen an die Annahmen sozialpsychologischer Studien an, indem sie Indikatoren erlernter Hilflosigkeit nachweisen (vgl. Buhr 1995; Leisering/Leibfried 1999; Gebauer/Petschauer/Vobruba 2003; Schels 2012; mit Verweis auf Seligman/Petermann 1992). Andererseits werden Mechanismen der Beschämung zur Erklärung andauernder Arbeitslosigkeit herangezogen (vgl. Gallie 1999; Gallie/Paugam 2000; Gallie/Paugam/Jacobs 2003; Walker et al. 2013).

Überdurchschnittlich lang anhaltende Arbeitslosigkeitsphasen von Familienernährenden werden in der Arbeitsmarktforschung vielfach als Beleg für Erwerbsbehinderungen durch familiäre Verpflichtungen gedeutet. Aus motivationstheoretischer Perspektive wird auf Rückzüge aus dem Arbeitsmarkt geschlossen, wenn individuelle Nutzenabwägungen von Erwerbs- und Familienarbeit zugunsten der Familienarbeit ausfielen. Der relative Wert von am Arbeitsmarkt investierter Zeit ergebe sich aus den Opportunitätskosten ihrer alternativen Verwendung (Schwarze/Radeschall 2002; Schulz/Blossfeld 2006: 25; Schulze 2008: 85; Beste/Bethmann/Trappmann 2010).

Doch auch im familialen Kontext werden motivationstheoretische Argumente im Zuge ihrer empirischen Prüfung ausgehebelt. So zeigen Studien über *Working-Poor-Haushalte*, dass familiäre Arbeitsteilungsmodelle nicht unbedingt aus rationalem Kalkül zur Verbesserung der familialen Wohlfahrt resultieren. Stattdessen hielten Familienernährer*innen auch in Konfrontation mit Armut an traditionellen Geschlechterarrangements fest (Kutznier/Streuli 2005). Im Grundsicherungsbezug werden offenbar vorwiegend tradierte Familienmodelle praktiziert. Im simplen Fakt Mutter zu sein liege vielfach die einzige Arbeitsmarktrestriktion, wobei der Betreuungsaufwand für Kleinkinder bis zum dritten Lebensjahr einen entscheidenden Effekt habe. Bei Vätern sieht die Lage anders aus: Kinder haben einen positiven Effekt auf die Erwerbschancen von Männern (vgl. Gebauer 2007, S. 220 f.; Achatz/Trappmann 2011, S. 26 f.). Im Grundsicherungsbezug würden zu meist modifizierte traditionelle Arrangements mit einem Hauptverdiener und einer Zuverdienerin praktiziert (Schwarze/Radeschall 2002; Worthmann 2010).⁹ Wobei neuere Studien auf eine zunehmende Bedeutung von Familienernährer*innen-Konstellationen im unteren Einkommensbereich verweisen (vgl. Klenner/Menke/Pfahl 2012, S. 314).

Insgesamt wird in der Balance zwischen der Erwirtschaftung eines bedarfsdeckenden Erwerbseinkommens und der Erfüllung familialer Rollenbilder ein Kernkonflikt der Überwindung familialer Armut vermutet. *Auch die vorliegende Arbeit verfolgt den Zusammenhang von familialer Armut und der Erwerbsintegration von Familienernährer*innen mit Blick auf die Möglichkeiten und Grenzen familialer Produktionspraktiken weiter.*

2. Blick der Familienforschung auf Armut

Obwohl das zunehmende Ausmaß familialer Armut ein deutliches Indiz für eine „Krise der Familie“ ist, wird die ökonomische Funktion von Familien im Diskurs vernachlässigt:

9 Aktivierende arbeitsmarktpolitische Maßnahmen werden in diesem Zusammenhang teils als wirksam (Jacobi/Kluve 2007; Schneider/Uhlendorff/Zimmermann 2011) und teils als unwirksam eingestuft (Bernhard/Wolff 2008; Dengler et al. 2013). Einerseits scheinen Mütter insofern von Maßnahmeteilnahmen zu profitieren, dass sie Zugang zum Arbeitsmarkt finden. Doch andererseits gelangen vielfach lediglich Übergänge in prekäre Beschäftigungsverhältnisse, die keine bedarfsdeckenden Familieneinkommen einbringen (Gebauer/Petschauer/Vobruba 2003, S. 133 ff.; Hirsland/Ramos Lobato 2010a, S. 29 ff.; Achatz et al. 2012). Die Studien unterstreichen den Eindruck, staatliche Interventionen liefen „ins Leere“ (Hirsland/Ramos Lobato 2010b, S. 4; vgl. auch Becker/Gulyas 2012).

„In der ‚legitimen Sicht der sozialen Welt‘ (Bourdieu) kommt, auch wenn es um die Betrachtung der Armut geht, die soziale Klasse nicht mehr vor. In den sozialpolitischen Diskursen herrscht die Tendenz vor, die Probleme der Armut aus der ‚Mehrheitsgesellschaft‘ heraus zu definieren und von klassenspezifischen Chancengleichheiten abzulösen.“ (Groh-Samberg 2004, S. 678)¹⁰

Aktuelle Einführungsbücher in die Familiensoziologie thematisieren soziale Ungleichheit entweder nicht (u. a. Peuckert 2012) oder nur nachgeordnet und knapp. Wobei den horizontalen Determinanten sozialer Differenzierung deutlich mehr Aufmerksamkeit geschenkt wird als den vertikalen Determinanten sozialer Ungleichheit (Huinink/Konietzka 2007; Hill/Kopp 2015; Kreyenfeld/Konietzka 2015). Die aktuellen Familienberichte und Familienreports des BMFSFJ fokussieren auf lebenslaufbezogene Zeitmanagements als Chance einer humankapitalorientierten Familienpolitik (u. a. BMFSFJ 2012c). Ökonomische Unsicherheiten werden allenfalls im Zusammenhang mit Fertilitätsentscheidungen thematisiert (BMFSFJ 2006, 2012b). Der aktuelle Familienreport geht auf knapp drei Seiten auf die „wirtschaftliche Situation von Familien“ ein (BMFSFJ 2015). Auch in einschlägigen deutschen Zeitschriften ist wenig zum Thema zu finden: So beleuchtete die „Zeitschrift für Familienforschung“ Armut zuletzt mit der Sonderausgabe „Child Poverty in Europe“ in 2009. Im internationalen Diskurs ist die Auseinandersetzung mit Armut, sozialer Klasse und Familie hingegen kontinuierlicher Teil der Diskussion, wie nicht zuletzt ein Blick in die jüngsten Ausgaben des „Journals of Family Issues“ und des „Journals of Marriage and the Family“ zeigt (u. a. Elliott/Powell/Brenton 2014; Gazso/McDaniel 2014; Gottlieb/Pilkaskas/Garfinkel 2014; Leininger/Kalil 2014; Manoogian et al. 2014; Williams/Cheadle/Goosby 2015). Einen Überblick über die facettenreiche anglo-amerikanische Erforschung familialer Armut¹¹ liefern u. a. Edin/Kissane (2010), Bianchi/Milkie (2010) sowie Baker (2015). Für die 1990er resümiert Seccombe (2000, S. 1098) einen Wechsel von Einzelfall- zu Sozialanalysen:

10 Nicht nur in der Politik, sondern auch in der Forschung ist ein gewisser *Mittelschichtbias* erkennbar. Das mag daran liegen, dass die meisten Forscher/innen (trotz prekärer Beschäftigungsbedingungen) selbst der Mittelschicht angehören und die Welt aus einer Mittelschichtperspektive interpretieren (vgl. Burkart/Fietze/Kohli 1989, S. 259; Willeke 2015).

11 Gegenstand ist u. a. die Entwicklung eines auf die Familie zugeschnittenen Armutsindikators, die Ergründung der Ursachen familialer Armut (Wandel von Arbeit, Wohlfahrtsstaat und Familie), die Identifikation von Armutsrisikogruppen und aus Armut führenden Konsequenzen von Armut sowie die Benennung von Kontexteffekten und Resilienzfaktoren, die räumliche Konzentration von Armut, Wirkungsforschung zu wohlfahrtsstaatlichen Reformen sowie eine Integration von Mikro- und Makroerklärungen familialer Armut.

„Research during the decade moved away from mere individual explanations (e.g., motivation, personality, cognitive attainment, levels of human capital) and instead situated poverty within a broader social milieu (e.g. capitalism, racism, sexism). Yet individualistic explanations continue to be highly popular within the general population.“

In entsprechenden Untersuchungen wird ein Trend zu sinkenden familialen Armutsrisiken in den späten 1990ern beobachtet, der sich jedoch in den Krisenzeiten zwischen 2000 und 2008 umgekehrt habe. Forschungslücken werden in der Ergreifung von Armutsdynamiken identifiziert (Edin/Kissane 2010, S. 473): *„Scholarships might come to focus more on poverty dynamics in exploring the consequences of poverty“* – eine Aufforderung, der mit der vorliegenden Arbeit nachgekommen wird.

Armut im Kontext differenzierter Lebensformen

Wenn sich Familiensoziolog/innen mit existenziellen Belangen am unteren Rand der Gesellschaft beschäftigen, richten sie ihren Blick zumeist auf horizontale Differenzierungen. Im Fokus stehen die spezifischen Armutsrisiken differenzierter Familienformen: Alleinerziehende, Patchwork-Familien, unverheiratete Paare. Dabei wird vielfach eine lebensverlaufs-theoretische Perspektive eingenommen, wie sie auch der dynamischen Armutsforschung zugrunde liegt (vgl. u. a. Klammer/Muffels/Wilthagen 2008; Elder 2009; Vandecasteele 2010, 2011; Kreyenfeld/Konietzka 2015). Analysen schließen zumeist an Fragestellungen der Genderforschung an, indem Determinanten der ökonomischen Unabhängigkeit von Frauen und Müttern untersucht werden: Im Ergebnis verfügen unverheiratete Frauen und Mütter häufiger über ausreichend eigenes Geld, um Autorinnen ihres „eigenen Lebens“ sein zu können (Beck-Gernsheim 2008), wobei Alleinerziehende zwar überwiegend unabhängig vom Einkommen ihrer vormaligen Partner, aber dafür vielfach abhängig von Grundsicherungsleistungen des Wohlfahrtsstaats sind (u. a. Konietzka/Kreyenfeld 2005; Konietzka 2010, S. 268 ff.; Lietzmann 2011).

In jüngster Zeit hat vor allem die Erforschung der Armut Alleinerziehender Konjunktur. Denn einerseits gelten Alleinerziehende als Hauptrisikogruppe familialer Armut, weil sie die höchsten Armutsquoten und geringsten Armutsdynamiken aufweisen (vgl. u. a. Boehle/Voges 2013; Achatz 2013; Kraus 2014, S. 31 ff.). Andererseits passen sie gut in das Bild einer sozial heterogenen Armutsbevölkerung, denn ihre Armut ist weniger auf soziale Strukturen denn auf Lebensverlaufsrisiken zurückzuführen. Mit Verweis auf das Schicksal der Alleinerziehenden kann der Anstieg familialer Armut auf instabile Partnerschaften und eine verschärfte Vereinbarkeits-

problematik von Familie und Beruf zurückgeführt werden. Lietzmann (2011) kommt daher zu dem Schluss, Frauen vermieden und beendeten Armut am effizientesten mit der Überwindung ihres Alleinerziehenden-Status. Allerdings scheinen sich ihre Chancen am Arbeits- und Partner-schaftsmarkt wechselseitig zu beeinflussen: „Auf der einen Seite stehen Frauen mit hohem Erwerbspotenzial und guten Partnermarktchancen, auf der anderen Seiten stehen Frauen mit geringem Erwerbspotenzial und schlechten Partnermarktchancen“ (Kraus 2014, S. 240 f.).

Damit rückt in lebensformbezogenen Untersuchungen familialer Armutsrisiken und -verläufe wiederum die herausragende Bedeutung einer Erwerbsintegration der Familienernährenden zur Herstellung familialer Lebenschancen in den Vordergrund.

Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit

Am häufigsten wird das Thema familiäre Armut in der sozialpolitisch ausgerichteten Familienforschung tangiert. Im Folgenden angeführte Untersuchungen ranken um den sozialen Wandel familialer Arbeitsteilungsarrangements und damit einhergehende Problematiken der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Familienarbeit.

Trotzdem verweisen Auseinandersetzungen mit familialer Armut zu-meist auf eine einfache Lösungsstrategie: Mütter müssten forciert in das Erwerbsleben integriert werden (u. a. Jaumotte 2004; BMFSFJ 2006; Misra/Moller/Budig 2007; Allmendinger 2010; Lietzmann 2011; Spieß 2012; Kraus 2014, S. 241 ff.; Schober/Spieß 2015). Erwerbsfokussierte Problemdiagno-sen bauen einerseits auf Bedürfnissen der Arbeitgeber/innenseite nach einem hohen Arbeitskraftangebot auf. In Zeiten steigenden Fachkräftebe-darfs wird arbeitsmarktpolitisch angestrebt, die Erwerbspotenziale der Mütter stärker für den Arbeitsmarkt zu mobilisieren. Andererseits sind Familien zunehmend auf zwei Erwerbseinkommen angewiesen, um ihren finanziellen Bedarf zu decken. Entsprechend sei das Armutsrisiko für Fami-lienernährende am höchsten, die keine erweiterte Erwerbsteilhabe realisie-ren könnten: Alleinerziehende und kinderreiche Familien sowie Erwerbs-lose und atypisch Beschäftigte (vgl. u. a. Achatz 2012).

Unter dem Stichwort „De-Familialisierung“ wird kritisiert, die (deut-sche) Politik hinke dem sozialen Wandel der Familie hinterher (vgl. Esping-Andersen 2002; vgl. auch kritisch Ostner 2010). Um die Eigenständigkeit von zunehmend vereinzelter Familienernährenden zu fördern, müsse die wohlfahrtsstaatliche Infrastruktur auf erwerbstätige Mütter und Väter aus-gerichtet werden. Reformen/innen der Arbeitsmarkt- und Familienpolitik haben auf diese Kritik reagiert, indem sie dem neuen Leitbild individuali-

sierter Erwerbsbürger/innen (adult worker model) folgen. Doch wird auch die neuere „Nachhaltige Familienpolitik“ gerügt. Einerseits wegen ihrer Inkonsistenz: Das unkoordinierte Nebeneinander arbeitsmarkt- und familienverweisender Maßnahmen impliziere wachsende soziale Ungleichheiten zulasten einkommensarmer und arbeitsmarktferner Frauen und Mütter (Leitner/Ostner/Schratzenstaller 2004; Henninger/Wimbauer/Dombrowski 2008; Dingeldey 2011; Schutter/Zerle-Elsäßer 2012). Andererseits wegen ihrer Stringenz: Statt Familien- werde vornehmlich Arbeitsmarktpolitik betrieben. Familienpolitische Maßnahmen wiesen eine Tendenz zur „Reproduktionsblindheit“ auf, indem sie auf die Steigerung der Erwerbsintegration von Frauen fokussiert seien und die Familienarbeit vernachlässigten (Hummelsheim 2009). Vielfach wird eine Verbesserung der Kinderbetreuungsinfrastruktur gefordert, um Familienernährende von der Sorgearbeit zu entlasten (Schober/Spieß 2014, 2015). Dass erwerbstätige Eltern in Studien angeben, kürzere Arbeitszeiten anzustreben, kann aber auch als Wunsch nach einer Erweiterung des Familien- zulasten des Erwerbsengagements gewertet werden (vgl. Jurczyk 2009, S. 185–216; Achatz 2012; Alt/Lange 2012). Mütter seien in doppelter Weise durch Erwerbs- und Familienarbeit belastet. Denn ihr zunehmendes Erwerbsengagement werde nicht durch ein zunehmendes Sorgeengagement ihrer Partner ausgeglichen. Die Familienarbeit bliebe weitgehend an den Frauen hängen (Kreyenfeld/Geisler 2006; Schulz/Blossfeld 2006; Grunow/Schulz/Blossfeld 2007; Marold 2009; Vogel 2009; Hanel/Riphahn 2011; Hill/Kopp 2013, S. 195; Grunow 2013; Busch-Heizmann/Bröckel 2015). Lediglich hoch qualifizierte Paare erwiesen sich als Avantgarde des Gender-Mainstreamings (Kreyenfeld/Geisler 2006; Frodermann 2015).

Die Vereinbarkeit von Arbeit und Familie stellt eine weitere Problemzone da, aus der familiäre Armutsrisiken resultieren können.

3. Forschungslücke: Familiensoziologie der Armut

Ein erster Blick auf die bestehende Forschung zum Phänomen familialer Armut hält die Überraschung bereit, nahezu unerforschtes Terrain zu betreten. Denn dezidierte Untersuchungen sind rar. Konzeptionell stellt die Situation armer Familien eine Leerstelle im Schnittpunkt von Armuts- und Familienforschung dar. Zur Erklärung des sozialen Phänomens mangelt es vor allem an Grundlagenforschung.

Auf den zweiten Blick findet sich ein Patchwork fokussierter und methodisch elaborierter Analysen, die das Phänomen familialer Armut tangie-

ren. Feinanalysen spezifischer Lebensverlaufsrisiken vermitteln den Eindruck einer starken Binnendifferenzierung der Untersuchungsgruppe. Die Armutskarrieren familialer Subgruppen scheinen sehr spezifische Problemlagen widerzuspiegeln, die nichts miteinander zu tun haben. Dem Eindruck der Unverbundenheit soll hier die Strategie entgegengebracht werden, die Ursachen der Armut von Alleinerziehenden, jungen und kinderreichen Familien, Familien mit Migrationsgeschichte und Arbeiter/innen-Familien in wenigen zentralen sozialen Prozessen zu suchen. Ziel kann daher *nicht* sein, die unverbundene Vielfalt an elaborierten Facettenanalysen um einen weiteren Teilaspekt zu bereichern. Stattdessen wird eine solide Gesamtschau der sozialen Situation armer Familien geliefert, die auf das analytische Fundament familialer Armut ausgerichtet ist.

Neben dieser methodologischen Kritik kann auch inhaltliche Kritik an der bestehenden Forschung zum Zusammenhang von Armut und Familie geäußert werden: Durch ihre Fokussierung auf spezifische Inhalte (Sozialisationsbedingungen der Kinder, Erwerbsintegration von Müttern, Überwindung des Grundsicherungsbezugs) und theoretische Perspektiven (Individualisierung, Differenzierung, individuelles Coping) werden und wurden andere Inhalte (Herstellung von Familie in Konfrontation mit Armut, Wirkungskräfte der Armut) und Theorien (soziale Ungleichheit, soziale Schließung, soziale Beschämung) vernachlässigt. Ziel dieser Arbeit soll sein, ohne perspektivische Engführung vorzugehen. Statt paradigmatischer Stringenz wird Multiperspektivität angestrebt. Zur ursächlichen Erklärung des Phänomens familialer Armut wird ein abwägender Zugang gewählt, indem auseinanderstrebende methodische und theoretische Traditionen herangezogen, verglichen und (wo möglich) zusammengeführt werden.

Methodisch wird zur Erschließung der Quantität und Qualität familialer Armut sowohl deduktiv-nomologisch als auch rekonstruktiv vorgegangen. Zwar liegt der Studie die Programmatik hypothesenprüfender Verfahrenswesen zugrunde, doch sollen diese um induktive Verfahren ergänzt werden, um die Analyse für neue Deutungshorizonte offen zu halten. Interpretationen quantitativer Befragungsdaten werden mit Interpretationen narrativer Interviews verschränkt, um sowohl quantifizierbare Armutsdynamiken als auch auf subjektive Deutungsweisen familialer Armut zu erschließen: *Wie viele und welche Familien sind (dauerhaft) arm? Wie schlagen sich Armutslagen in Situationsdeutungen und Verhaltensweisen Familienernährender nieder?*

Inhaltlich bietet sich die Orientierung an bestehenden Untersuchungen der Armuts-, Ungleichheits- und Familienforschung an. Schwächen der Armutsforschung in der Vernachlässigung der sozialen Funktionen und

kooperativen Praktiken der Familie können mithilfe der Erkenntnisse der Familiensoziologie, Schwächen der Familienforschung im Zugang zu armen Familien mithilfe armuts- und exklusionssoziologischer Konzepte kompensiert werden. Dabei werden Familien dezidiert nicht als mit spezifischen Ressourcen ausgestattete Kleingruppen, sondern als soziale Institutionen betrachtet, die gesellschaftliche Funktionen erbringen. Die Kopplung des Schicksals armer Familien an gesellschaftliche Prozesse zeichnet eine Familiensoziologie der Armut aus. Statt auf familiäre Risiken gerichtete Armutsforschungen zu betreiben, wird eine Armutssoziologie anvisiert, die Mechanismen familialer In- und Exklusion untersucht. Statt eine auf Armut gerichtete Familienforschung zu betreiben, wird eine Familiensoziologie angestrebt, die familiäre Praktiken der Herstellung sozialer Funktionen in Konfrontation mit Armut beleuchtet. *Wie steht die Gesellschaft zu armen Familien? Wie stehen arme Familien zu ihrer Gesellschaft?* Die Identifikation sozialer In- und Exklusionsprozesse erfolgt daher zunächst auf der Makroebene: Zunächst müssen zentrale Integrationssphären ausgemacht und beschrieben werden. Dann soll aufgezeigt werden, inwiefern sich arme Familien an sozialen Erwartungen stoßen bzw. aus den Sphären des Sozialen verwiesen werden. In ihrer Ausrichtung auf Armutsprozesse knüpft die Arbeit einerseits an die dynamische Armutsforschung an, indem der Analysefokus auf die Dauer familialer Armut gerichtet wird. Untersucht werden weniger Ereignisse, die Familien mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit in Armut katapultieren, sondern mehr in- und exkludierende Prozesse, die Familien aus Armut heraus bzw. tiefer in Armut hinein befördern. Das Forschungsinteresse ist auf die Entfaltung armutsimmanenter Wirkungskräfte im Kontext von Familie und Gesellschaft gerichtet. Darüber hinaus soll die Diagnose einer Demokratisierung sozialer Risiken aktiv in Frage gestellt werden. In ihrer Ausrichtung auf Mechanismen sozialer Ungleichheit wird an anglo-amerikanische Forschungstraditionen angeknüpft, die die Wirkungsmacht sozialer Klassenlagen (anders als die deutsche Familienforschung) nie aus dem Auge verloren haben.

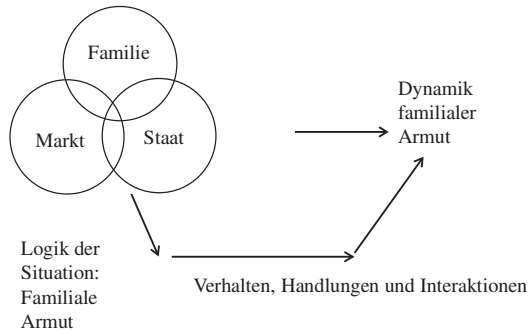
Zusammenfassend liegt der theoretische Clou dieser Arbeit in der Füllung einer konzeptionellen Lücke der Erforschung familialer Armut. Das Desiderat wird durch eine Liaison von Familien- und Armutssoziologie aufgefüllt. Indes liegt ihr empirischer Clou in der multiperspektivischen Erforschung familialer Armutskarrieren. Diese Lücke wird durch die Verbindung quantitativer und qualitativer Analysetechniken erschlossen.

III. Theorie

Zentraler Bezugspunkt dieser Arbeit ist das wechselseitige Verhältnis von Familie und Gesellschaft. Das soziale Phänomen hoher familialer Armut wird als Indiz für eine ökonomische Krise der Familie gedeutet. Soziale Erwartungen und familiäre Möglichkeiten befinden sich offenbar im Ungleichgewicht. Ziel soll sein, hinter dem Phänomen stehende Prozesse aufzudecken. Die ursächliche Ergründung familialer Armut erfolgt zunächst auf theoretischem Wege und wird nach Ableitung zentraler Implikationen in einen empirischen Entdeckungszusammenhang übergeleitet.

Zur Untersuchung des sozialen Prozesses einer Zunahme familialer Armut in Deutschland wird Max Webers Modell des verstehenden Erklärens verfolgt, das u. a. von Coleman (2000) zum Tiefenmodell der Erklärung von Mikro-Makro-Zusammenhängen ausgebaut wurde (vgl. Esser 1999, S. 91–102). Die Arbeit setzt auf der *Makroebene* an, indem erstens soziale Funktionen der Institution Familie beschrieben werden. Zweitens wird das zeitgenössische Verhältnis von Familie und Gesellschaft anhand von Befunden der Familien- und Arbeitssoziologie sowie der sozialpolitischen Forschung eruiert. Beschreibungen des sozialen Wandels in den Integrationssphären Familie, Markt und Staat sollen Aufschluss über die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen vermitteln, innerhalb derer sich Familiernährende bewegen. Drittens wird die soziale Konstruktion der Armut als Negativfolie sozialer Integration in individualisierten Erwerbsgesellschaften vorgestellt. Die miteinander verschränkten gesellschaftlichen Wandlungsprozesse fließen auf der *Mikroebene* in zu rekonstruierende Situationsdeutungen Familiernährender ein. In der „Logik der Situation“ verknüpfen sich die Bedingungen und Alternativen des Sozialen mit den Erwartungen und Bewertungen des Individuums (vgl. Esser 1999, S. 94). Sodann wird in der anschließenden „Logik der Selektion“ eine Beziehung zwischen Situationsbewertungen und individuellen Verhaltensweisen hergestellt. Zunächst werden familiensoziologische Annahmen und Befunde zu familialen Praktiken der Herstellung von Familie betrachtet. Sodann werden armutssoziologische Annahmen und Befunde zum individuellen Verhalten in Konfrontation mit Armut präsentiert.

Abbildung 1: Erklärungsmodell familialer Armutsdynamiken



Quelle: Eigene Zusammenstellung in Anlehnung an Esser (1999, S. 98)

Die theoretische Argumentation ist in thematische Blöcke gegliedert. Im ersten Kapitel „Der ökonomische Beitrag der Familie“ erfolgt die Suche nach einer „ökonomischen Funktion der Familie“ zunächst aus der Makroperspektive. Hier soll der Fragestellung *„Welchen ökonomischen Beitrag leistet die soziale Institution Familie?“* nachgegangen werden. Die Familie wird neben dem Markt und dem Staat als Wohlfahrtsproduzentin moderner Gesellschaften eingeführt. Um herauszufinden, *wie Familienernährende ihren ökonomischen Beitrag erbringen*, wird ein Fokuswechsel zur familialen Praxis vollzogen. Annahmen zu binnenfamilialen Interaktionen werden zusammengeführt und abgewogen.

Im zweiten Kapitel „Die ökonomische Krise der Familie“ soll aufgedeckt werden, welchen Hürden die Familien bei der Erfüllung ihres ökonomischen Beitrags begegnen: *Inwiefern hindern oder fördern gesellschaftliche Entwicklungen die ökonomische Praxis der Familien?* Zur Ergründung der Ursachen einer ökonomischen Krise der Familie werden Wandlungsprozesse innerhalb der Integrationssphären Familie, Markt und Staat gesichtet.

Im Fokus des dritten Kapitels „Dynamik von Armut in Gesellschaft“ steht die Erweiterung familiensoziologischer Erkenntnisse um Konzeptionen der Armutssoziologie. Forschungsgegenstand ist das Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit zwischen den Armen und ihrer Gesellschaft: *Wie steht unsere Gesellschaft zu ihren Armen? Wie stehen die Armen zu ihrer Gesellschaft?* Armut wird als Negativfolie sozialer Integration betrachtet, die aus einer mangelnden Einbindung in gesellschaftliche Arbeitsteilungsprozesse, einer mangelnden Einbeziehung in solidarische Nahbeziehungen und einer unzureichenden Ausstattung mit sozialen Rechten resultiert (vgl. Kronauer 2010, S. 231 ff.).

Zunächst werden zentrale Armutsdimensionen theoretisch abgeleitet: *„Was ist Armut?“* Anschließend erfolgt eine Auseinandersetzung mit ihrer

Zeitdimension: „Ist Armut von Dauer?“, die auch auf der Strukturebene diskutiert wird: „Welche sozialen Gruppen werden und bleiben arm?“. So dann erfolgt der Perspektivwechsel auf die Individualebene. Zur Ergründung der Wirkungskräfte von Armut werden mikrosoziologische, mikroökonomische und sozialpsychologische Annahmen herangezogen: *Wie deuten Individuen ihre Armutssituation und welche Verhaltensweisen können hieraus erwachsen?*

Dem empirischen Teil obliegt schließlich, familien- und armutssoziologische Annahmen miteinander zu verbinden.

1. Der ökonomische Beitrag der Familie

Wenn viele Familien (dauerhaft) mit Armut konfrontiert sind, so ist dies ein problematischer Zustand. Die Armut der Familien verweist auf Ungleichheitsmechanismen im Abhängigkeitsverhältnis zwischen den Individuen, sozialen Gruppen und Institutionen dieses Landes. Offenbar werden den Familien Anforderungen aufgebürdet, die sie vielfach überfordern. Der empirische Befund hoher familialer Armut spricht für die Existenz einer ökonomischen Funktion der Familie. Denn würden den Familien kein ökonomischer Beitrag abverlangt, wären sie nicht arm. Ziel dieses Kapitels ist, dem Indiz einer ökonomischen Funktion der sozialen Institution Familie nachzuspüren.

Erstaunlicherweise ist in der zeitgenössischen Familienforschung selten explizit von einer ökonomischen Funktion der Familie die Rede. Der Begriff wurde von Esping-Andersen (1999, S. 45–60) in den Diskurs eingebracht, indem er die Familie als dritte Säule in das sogenannte „wohlfahrtsstaatlichen Dreieck“ einbaute und sie damit neben dem Markt und dem Staat als zentrale Wohlstandsproduzentin moderner Gesellschaften deklarierte:

„The standard depiction of family change is that its only real remaining functions are emotional integration ('the haven in heartless world'), social reproduction and consumption. Basically it is no longer a producer. But, is this true? The standard family may no longer be the main unit of production for the market, but it certainly furnishes non-monetarized goods and services.“

(Esping-Andersen 1999, S. 48)

Esping-Andersen (1999, S. 48 f.) greift hier die Ansicht vieler Familienforscher/innen an, die Familie habe ihre ökonomische Funktion im Übergang in die Moderne an den Arbeitsmarkt und den Wohlfahrtsstaat abgetreten (u. a. Nave-Herz 2004, S. 102). Dem stellt er seine Ansicht gegenüber, Fa-

milien fungierten auch in modernen (und postmodernen) Gesellschaften als gemeinschaftliche Produkteure und Konsumenten materieller und nicht-materieller Güter (vgl. Ludwig-Mayerhofer 2006, S. 467). Allerdings gibt es gewisse Schwierigkeiten, die nicht monetär entlohnte Wohlfahrtsleistung der Familie zu benennen.¹² Wie umfassend die ökonomischen Aufgaben der Familien im sozialstaatlichen Kontext ausfallen, bemisst Esping-Andersen am nationalen De-Familialisierungsgrad: Je stärker sich der Wohlfahrtsstaat an der familialen Produktion und Konsumtion beteilige, desto geringer falle der ökonomische Beitrag der Familie aus. Familiäre Armut kann hieran anschließend als Signal für Lücken bzw. Unstimmigkeiten in der Abstimmung von Familien-, Markt- und Staatsaufgaben gedeutet werden.

1.1 Die ökonomische Funktion der Familie

Wer soziale Funktionen der Familie untersucht, ist an den Leistungen der Familie zum Bestand der Gesellschaft interessiert: Was ist der Beitrag der Familie zum Gelingen des Ganzen? (Nave-Herz 2004, S. 77) Wenn hier nach einer ökonomischen Funktion von Familie gesucht wird, richtet sich das Erkenntnisinteresse folglich auf den ökonomischen Beitrag der Familie zum Gelingen der gesellschaftlichen Wohlfahrtsproduktion.

Wer *Familie als soziale Institution* untersucht, begibt sich auf die Suche nach Einsichten zum Zustand und Wandel der Gesellschaft. Familien gelten als historisch entstandener Arbeits- und Lebensbereich, der einerseits in gesellschaftliche Abhängigkeitsverhältnisse eingebunden ist und zugleich Subjekt, Gesellschaft und Ökonomie stabilisiert (Jürgens 2009, S. 122). Hier ist auch Nave-Herz' (2004, S. 30) viel zitierte Definition von Familie zu verankern:

„Familien sind im Vergleich zu anderen Lebensformen gekennzeichnet: 1. Durch ihre ‚biologisch-soziale Doppelnatur‘ (König 1946), d. h. durch die Übernahme der Reproduktions- und Sozialisationsfunktion neben anderen gesellschaftlichen Funktionen, die kulturell variabel sind, 2. durch die Generationsdifferenzierung (Urgroßeltern/Großeltern/Eltern/Kind(er)) und dadurch dass 3. zwischen ihren Mitgliedern ein Kooperations- und Solidaritätsverhältnis besteht, aus dem heraus die Rollendefinitionen festgelegt sind.“

12 Esping-Andersen (1999, S. 52) schlägt vor, die familiäre Selbstgenügsamkeit (family self-servicing) an denjenigen Leistungen festzumachen, die nicht durch staatliche Transfers kompensiert werden. Im Familienbericht der Bundesregierung wird versucht, die Leistung der Familie an der verausgabten Zeit für Familienarbeit zu messen (BMFSFJ 2012b).

Wer indes *Familien als soziale Gruppen* untersucht, achtet aus mikrosoziologischer Perspektive auf die Praxis des Zusammenlebens der Familienmitglieder, die unter Punkt Drei der Definition angeführt wird. Beide Ebenen sind insofern miteinander verbunden, dass einerseits über die soziale Institution der Familie (im Wechselspiel mit anderen gesellschaftlichen Institutionen) soziale Rahmenbedingungen gesetzt werden, innerhalb derer Familienmitglieder interagieren. Andererseits werden die Regeln des Sozialen in alltäglichen Interaktionen neu verhandelt, was den Wandel der Institution der Familie antreibt. Per Definition werden die Funktionen der Familie als kulturell variabel betrachtet. Denn hinsichtlich der Frage, wer zu einer Familie gehört und wer nicht, zeige sich im historischen und globalen Vergleich eine enorme Bandbreite an Kriterien. Familienforscher/innen konstatieren: Wie und ob Familie definiert und gelebt werde und ob sie in einer Gesellschaft Funktionen einnehme, sei maßgeblich von vorgefundenen Umweltbindungen abhängig. Da Verwandtschaft meist mit Verpflichtungen und Anrechten verbunden sei, kovariierten dominante Formen familialen Lebens mit der sozialen Bedeutung verwandtschaftlicher Beziehungen (Hill/Kopp 2013, S. 34).

Analysen zeitgenössischen familialen Lebens münden bisweilen in der Benennung eines Katalogs an Aufgaben, die der zeitgenössischen Familie zugesprochen werden (vgl. Nave-Herz 2004, S. 77–103): Reproduktion, Sozialisation, Platzierung, Freizeit und Spannungsausgleich. *Aber wie steht es um eine ökonomische Funktion der Familie?* Der Verdacht, extrahierte Funktionen der Familie könnten einen ökonomischen Kern enthalten, wird u. a. durch Jürgens (2009, S. 124 f.) erhärtet: Bei jeder Funktion könnten Wechselwirkungen zwischen Arbeitswelt und privater Lebenswelt identifiziert werden. Dieser Spur wird im Folgenden nachgegangen, indem die vielversprechenden Funktionen (biologische und soziale) Reproduktion, Sozialisation und Platzierung auf ihren ökonomischen Gehalt untersucht werden. Jede Funktion wird zunächst in einem (mehr oder weniger ausführlichen) historischen und dann in einem gegenwartsbezogenen Abschnitt betrachte. Im Sinne der Recherche werden u. a. Ansätze der historischen (bzw. anthropologischen) Familienforschung konsultiert, die den Einfluss ökonomischer Produktionsweisen auf die Gestaltung von Familie in den Blick nehmen. Zuletzt wird reflektiert, inwiefern familiäre Funktionen durch andere Institutionen (v. a. den Wohlfahrtsstaat) kompensiert werden können.

1.1.1 Biologische Reproduktion

Insbesondere hinter der biologischen Reproduktionsfunktion scheint sich eine ökonomische Dimension zu verbergen. Denn da Menschen erkranken, altern und sterben, sind Gesellschaften auf die Produktion neuer Humanressourcen angewiesen, die ihre Arbeitskraft in die Arbeitsteilungsprozesse der Zukunft investieren. In der Produktion neuer Menschen hat die Familie ein Monopol, das sie mit hohen Investitionen und geringen Renditen belastet. Kostenintensive Notwendigkeit zum Schutz und Unterhalt des Nachwuchses ergeben sich gewissermaßen aus der biologischen Determinierung des homo sapiens:

„The human family is, very simply, the solution our hominid ancestors evolved over three to five million years to raise our brainy, slow-maturing, neotenic, highly dependent, and therefore, very costly (in terms of parental investment) babies.“ (van der Berghe 1988 zitiert nach Hill/Kopp 2013, S. 22).

Menschen müssen aufgrund ihrer sozialen und biologischen Konstitution, die durch eine relativ lange physische und psychische Reifezeit und mangelnde Instinktausstattung gekennzeichnet ist, in „irgendeiner Art von familialer Gruppierung leben, um – zum Ausgleich ihrer natürlichen Mängel – ernährt, geschützt und unterwiesen zu werden“ (Goode 1967 zitiert nach Hill/Kopp 2013, S. 61).

Doch wenn es darum geht, wie lange, wie intensiv und von wem die schutzbedürftigen Kinder finanziert, betreut und erzogen werden, spielt die gesellschaftliche Einbettung des Menschen eine überaus zentrale Rolle. So existierte im westeuropäischen Kulturkreis lange Zeit kein Tabu, Kinder im Verwandtenkreis weiterzureichen, zur Adoption freizugeben oder in einem Heim unterzubringen. Das Prinzip der „verantworteten Elternschaft“, also Kinder nur dann in die Welt zu setzen, wenn sie auch ernährt werden können, habe sich erst mit der Planbarkeit der Familiengründung (dank empfängnisverhütender Mittel) durchgesetzt (Nave-Herz 2004, S. 85). Das Grundgesetz scheint bereits auf dem Prinzip verantworteter Elternschaft aufzubauen, denn hier wird das Elternrecht an Reproduktions- und Sozialisationspflichten gekoppelt: „Pflege und Erziehung der Kinder sind das natürliche Recht der Eltern und die zuvörderst ihnen obliegende Pflicht“ (Artikel 6 (2) Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland).

1.1.2 Sozialisation

Auch mit der Sozialisationsarbeit übernehmen Familien eine ökonomisch relevante Aufgabe, denn eine funktionierende Gesellschaft muss auf eine

nachwachsende Population zurückgreifen können, die über relevante kognitive und soziale Eigenschaften verfügt: Sprache, Wertesystem, Weltbild, Rollenerwartungen, Verhaltensstandards und Identität (vgl. Hill/Kopp 2013, S. 205)¹³. In den Wirtschaftswissenschaften wird die Sozialisationsfunktion der Familie über den Begriff des Humankapitals eingebracht: Der familiäre Nachwuchs muss in seiner zukünftigen Rolle als Produzent/in und Konsument/in innerhalb marktintegrierter Gesellschaften unterwiesen werden.

„Humankapital entspricht der Summe aller in der Vergangenheit vorgenommenen Erziehungs- und Ausbildungsinvestitionen. Die wichtigste Art von Humankapital ist die Ausbildung. Wie alle Formen von Kapital stellt die Ausbildung eine Verausgabung von Ressourcen zu einem bestimmten Zeitpunkt dar mit dem Ziel, die Produktivität in der Zukunft zu erhöhen. Aber im Gegensatz zu einer Investition in andere Kapitalformen ist eine Investition in Ausbildung an eine bestimmte Person gebunden, und diese Verbindung macht sie zu Humankapital.“ (Mankiw 2004, S. 438 f.)

Im Sinne dieser Definition ist die familiäre Reproduktions- und Sozialisationsarbeit von höchstem volkswirtschaftlichem Interesse, denn die Familie hat ein Monopol in der Bildung und Erhaltung des gesellschaftlichen Humankapitals etabliert (vgl. Nave-Herz 2004, S. 102).

Allerdings fällt es ihr im Zuge des sozialen Wandels zur Wissensgesellschaft zunehmend schwer, gestiegenen Leistungsansprüchen gerecht zu werden (vgl. Becker/Hadjar 2007; Nave-Herz 2014, S. 17–22). Denn um Kinder für die Qualifikationsanforderungen des Arbeitsmarktes vorzubereiten, sind immer aufwendigere Investitionen vorzunehmen. Für weniger Kinder pro Familie werden heute wesentlich mehr Leistungen seitens der Eltern mobilisiert als früher – vor allem was den zeitlichen Umfang der Betreuung angeht (vgl. Nave-Herz 2004, S. 213). Von Eltern wird stärker als je zuvor erwartet, den Bedürfnissen ihrer Kinder gerecht zu werden und das kindliche Wohlergehen zu fördern (vgl. Pasquale 2002; Meyer 2014, S. 443). Zunehmend müssen Kinder und Jugendliche auf den verschiedenen Stationen ihrer Ausbildungslaufbahn aktiv begleitet, unterstützt und beraten werden, um ihre Konkurrenzfähigkeit aufzubauen. Der Katalog an Möglichkeiten einer umfassenden Investition in ein optimales Leben ist mit den

13 Da Menschen weitgehend instinktfrei handeln, können sie ohne die Vermittlung von kulturspezifischem Wissen kaum überleben, wie nicht nur die Geschichte von Kaspar Hauser (u. a. Handke 1980) sondern auch historische Quellen zum „wilden Kind von Aveyron“ illustrieren, die Boyle (2012, S. 22 f.) in einer Erzählung verarbeitet.

Begriffen pränatale Förderung, kindorientierte Pädagogik, gesunde Ernährung, Fitnessplan, Mehrsprachigkeit, musikalische Früherziehung, Grundschulcoaching, Privatschule, Nachhilfeinstitute nur lückenhaft pointiert beschrieben (hierzu weiterführend Bude 2011). Einerseits sind die Heranwachsenden aufgrund intensiven Förderbedarfs stärker und länger vom Einkommen ihrer Ernährerenden abhängig, ziehen also immer mehr Ressourcen von ihren Eltern ab. Andererseits tragen sie weniger Ressourcen zum Familienbudget bei, als in vergangenen Epochen, denn sie erwirtschaften während ihrer Ausbildungszeit zumeist kein nennenswertes eigenes Einkommen und werden weniger zur Hausarbeit herangezogen (vgl. Bertram/Deußhard 2015, S. 47 ff.). *Bezogen auf die Reproduktions- und Sozialisationskosten des Nachwuchses kann von erhöhten ökonomischen Ansprüchen an die Familie gesprochen werden.*

1.1.3 Platzierung

Anthropologische Erkenntnisse belegen eindrücklich: Die Genese stratifizierter Gesellschaften scheint mit der Emergenz der Familie verkoppelt zu sein. Sobald Besitz verteilt, umkämpft und vererbt werde, gewinnen familiäre Bande an Bedeutung. Während Familien in egalitären, segmentär differenzierten Gesellschaften eine untergeordnete Rolle spielten, hätten sie sich in funktional differenzierten Gesellschaften zum zentralen Kriterium sozio-ökonomischer Hierarchisierung entwickelt. Die Vererbung familialen Kapitals diene hier zur Absicherung und Akkumulation von Prestige und Macht (vgl. Hill/Kopp 2013, S. 26–29). Sofern intergenerationale Transmissionsprozesse familialen Kapitals zur Reproduktion ungleicher Lebenschancen beitragen, kann die Familie als Keimzelle sozialer Ungleichheit betrachtet werden.

Mit Verweis auf Mechanismen sozialer Ungleichheit stößt die Argumentation erstmals auf das *Paradigma der Meritokratie*¹⁴, das im weiteren Verlauf dieser Arbeit einen zentralen Argumentationsstrang bilden wird. Die Definition des Begriffs soll aufgrund seines nachhaltigen Belangs innerhalb eines ausführlicheren Exkurses erfolgen. An dieser Stelle wird dem Eindruck nachgegangen, die Platzierungsfunktion der Familie könnte *nicht*

14 „Meritokratie“ steht ethymologisch (lateinisch: meritum für „das Verdienst“; griechisch: kratein für „herrschen“) für eine Herrschaftsordnung nach Begabung und Leistungsfähigkeit des Einzelnen. Amtsträger werden aufgrund ihrer intellektuellen Leistungen und Fähigkeiten ausgewählt (Becker/Hadjar 2007, S. 37).

mit dem meritokratischen Leitbild marktbasierter Leistungsgesellschaften kompatibel sein.

Die Utopie einer meritokratischen Gesellschaft wird in leistungsbasierten Gesellschaften zur Legitimation sozialer Ungleichheit herangezogen: Aus funktionalistischer Perspektive gilt soziale Ungleichheit als konstitutiv, um die gesellschaftliche Ordnung zu gewährleisten und den sozialen Fortschritt voranzutreiben. Begabte und fähige Gesellschaftsmitglieder müssten über die ungleiche Verteilung von Privilegien zu Anstrengungen motiviert werden, bedeutsame Positionen einzunehmen. Um keine Potenziale zu verschleudern habe bei der Rekrutierung der sozialen Elite allerdings nicht das Abstammungs-, sondern das Leistungsprinzip zu gelten. Gesellschaftlich legitimierte Verteilungen von Status, Einkommen, Macht und anderen Privilegien müssten aufgrund individueller Konkurrenzfähigkeiten im Wettbewerb um begehrte Positionen und nicht aufgrund vererbter Status vorgenommen werden (vgl. Young 1958; zusammenfassend Becker/Hadjar 2007, S. 38 f.).

Das Prinzip wird in einer Trias aus Bildung, Beruf und Privilegien beschrieben: An erster Stelle steht die Bildung, zu der alle Gesellschaftsmitglieder gleichen Zugang haben sollten. Zugeschriebene Merkmale (etwa Geschlecht, Haarfarbe, soziale oder ethnische Herkunft) dürften keinen Einfluss auf individuelle Lebenschancen haben. Die Karten sollen in jeder Generation neu gemischt werden. Jedes Kind soll die gleichen Startchancen erhalten und sich fortan im Wettbewerb um ungleich privilegierte Positionen bewähren. Innerhalb des Paradigmas gelten Beeinflussungen individueller Lebenschancen durch die Herkunftsfamilie folglich als illegitim (vgl. Fehr 2012a, 2012b). Im Zugang zum Beruf werden individuelle Erfolge im Bildungssystem sodann als legitime Grundlage sozialer Ungleichheit gedeutet. Denn ungleiche Bildungserfolge sind mit ungleichen Chancen am Arbeitsmarkt verkoppelt. Über zertifizierte Qualifikationen werden berufliche Positionen erreicht, die mit Einkommen, Sicherheiten und sozialem Ansehen ausgestattet sind (vgl. Kreckel 1997; Solga 2009). Insofern gilt schließlich der Arbeitsmarkt als zentraler Ort der ungleichen Verteilung bildungsbasierter Privilegien.

Die Familie findet innerhalb der Trias aus Bildung, Beruf und Privilegien exakt an einer Stelle Erwähnung, nämlich in der Betonung eines illegitimen Einflusses der sozialen Herkunft auf individuelle Bildungs- und Erwerbschancen. Damit wird innerhalb des Leitbilds der *meritokratischen Triade* die Regel verdeutlicht, die Familie dürfe die soziale Platzierung ihrer Mitglieder nicht beeinflussen. *Insofern familiäre Ressourcen im Sozialisationsprozess auf die Folgegeneration übertragen werden, stellt dies einen Ver-*

stoß gegen das Paradigma herkunftsunabhängiger Lebenschancen dar. Platzierungspraktiken der Familie können nicht mit dem zentralen Legitimationsprinzip der geltenden Stratifikationsordnung vereinbart werden.

Trotzdem hat die Herkunftsfamilie nach wie vor bedeutenden Einfluss auf die Lebenschancen Heranwachsender: Zwar hat die Bildungsexpansion seit den 1950er-Jahren eine deutliche Nivellierung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern, Konfessionen und Stadt-Land-Bewohner/innen gebracht. Doch trotz einer Höherqualifizierung der gesamten Bevölkerung sind die relativen Ungleichheiten der Bildungschancen von Kindern aus unterschiedlichen Herkunftsfamilien in fast allen entwickelten OECD-Ländern stabil geblieben (Blossfeld/Shavit 1993; Erikson/Johnsson 1996; Breen/Jonsson 2005; OECD 2014). Gerade dem deutschen Schulsystem haben Studien einen außerordentlich engen Zusammenhang von Unterrichtsleistungen und sozialer Herkunft bescheinigt. Die Schul- und Berufsbildung bzw. Klassenlage ihrer Eltern beeinflusst ganz maßgeblich die schulischen Entwicklungsmöglichkeiten von Schüler/innen (vgl. u. a. Ditton/Krüsen/Schauenberg 2005; Becker 2000; Baumert/Schümer 2001; Baumert/Stanat/Watermann 2006; Kopp 2009, S. 81–148; Becker/Hadjar 2007; Becker 2010).

Doch trotz der enormen Bedeutung des kulturellen Kapitals bei der Vererbung des Familienstatus von einer Generation auf die nächste (vgl. Bodon 1974; Bourdieu 1982, S. 186; Erikson/Johnsson 1996; Breen/Goldthorpe 1997; Esser 1999, S. 265–275) ist auch die Vererbung des ökonomischen Kapitals nicht zu unterschätzen. Zuletzt sorgte Piketty (2014, S. 45) mit seinem Befund für Aufsehen, die Ungleichheit der Privatvermögen habe zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder den Stand von vor dem Ersten Weltkrieg erreicht. Wobei Deutschland ein vergleichsweise hohes Maß an Vermögensungleichheit aufweist (Grabka und Westermeier 2014). In Westdeutschland kommt in letzter Zeit eine „Erbschaftswelle“ ins Rollen: Profiteure wirtschaftlichen Aufschwungs und anhaltender Friedenszeiten konnten nach dem Zweiten Weltkrieg beachtliche Vermögen anhäufen, die sie nun an ihre Nachkommen vererben und verschenken (vgl. Leopold/Schneider 2010; Szydluk 2011; Skopek/Schulz/Blossfeld 2012).

Familien haben nach wie vor großen Einfluss auf die Platzierung ihrer Nachkommen innerhalb der gesellschaftlichen Stratifikationsordnung. Schlussfolgernd hat sich die Familie im Zeitverlauf sehr beharrlich in der Verteidigung ihrer Platzierungsleistung gezeigt. Es sei dahingestellt, ob diese Funktion im gesellschaftlichen Arbeitsteilungsprozess eher Schaden anrichtet oder eher Nutzen stiftet. Mit dem Gerechtigkeitsprinzip der Chancengleichheit ist sie jedoch nicht in Einklang zu bringen.

1.1.4 Soziale Reproduktion

Mit der sozialen Reproduktionsfunktion, der psychischen und physischen Regeneration der Familienmitglieder, rückt die *Aufgabenteilung zwischen den Wohlfahrtsinstitutionen Familie, Markt und Staat* in den Fokus dieser Arbeit. Der soziale Wandel der Familie wird mit dem Wandel der Produktionsverhältnisse verknüpft. Hierzu erfolgt zunächst ein ausführlicher historischer Rückblick, der zur Herausarbeitung des ökonomischen Kerns der sozialen Reproduktionsfunktion notwendig ist. Das Kapitel dient darüber hinaus als zentraler Anknüpfungspunkt der Explikation familialer Produktions- und Konsumtionspraktiken. Darüber hinaus schließt das Folgekapitel einer ökonomischen Krise der Familie an die herauszuarbeitende Dichotomie von Erwerbs- und Familienarbeit an.

In der europäischen Soziologie ist es geläufig, Gesellschaften der Gegenwart mit Gesellschaften kurz vor Einbruch der Moderne zu vergleichen. Auch in der Familiensoziologie werden Familien der Gegenwart Familien der Vormoderne gegenübergestellt. Prominente Einschätzungen, *die Familie habe ihre ökonomische Funktion im Übergang in die Moderne an andere Institutionen abgegeben*, resultiert aus der Kontrastierung von Produktionsweisen vormoderner Bauernfamilien mit Arbeitsteilungsarrangements zeitgenössischer Doppelverdienenden-Familien (u. a. Nave-Herz 2004, S. 208). Allerdings werden auch gegenläufige Diagnosen laut, die keinen *Funktionsverlust, sondern einen Funktionswandel* propagieren: Familien fungierten sowohl in vormodernen als auch in modernen Gesellschaften als gemeinschaftliche Produkteure ökonomischer Güter (Esping-Andersen 1999, S. 48). Zur Klärung gegenläufiger Diagnosen soll hier der Vermutung nachgegangen werden, die Familie könnte ihre ökonomische Produktion nicht eingestellt, sondern nur verändert haben. Bei alldem soll die ständische Lage der Familie nicht aus den Augen verloren werden, von der die jeweilige Komposition der Familie einst abhing – und möglicherweise noch immer abhängt.

Eine Variante familialer Arbeitsteilung stellt das *Ganze Haus* dar, das die Produktionsweise bäuerlicher Familien im ländlichen und von Handwerkerfamilien im städtischen Raum vorindustrieller Feudalgesellschaften dominierte.¹⁵ Bauern- und Handwerkerfamilien bildeten Produktionseinheiten aus, die geltenden Markt- und Konkurrenzzwängen ausgesetzt waren.

15 Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren etwa 80 Prozent der deutschen Bevölkerung teilweise und knapp zwei Drittel überwiegend in der Landwirtschaft tätig, im Jahr 1871 waren es knapp die Hälfte, zu Beginn des 20. Jahrhunderts etwa ein Drittel (Pohl 1979 paraphrasiert nach Geißler 2014, S. 9 f.).

In eng aufeinander abgestimmten Arbeitsbereichen kooperierten Männer und Frauen, Alt und Jung mit dem gemeinsamen Ziel der Erhaltung ihrer Wirtschaftseinheit. Der Ausfall eines Familienmitglieds konnte die Vakanz einer wichtigen Stelle im Produktionsprozess mit sich ziehen, was die ökonomische Versorgung der Familie beeinträchtigte und durch eine Rollenerweiterung (z. B. durch Wiederheirat, Aufnahme unverheirateter Verwandter, Anstellung von Dienstboten) kompensiert werden musste. Frauen und Männer konnten erst dann heiraten, wenn sie die notwendigen Mittel für eine Haushaltsgründung angesammelt hatten, was dem Gesinde und nicht erbberechtigten Kindern, wenn überhaupt erst im fortgeschrittenen Alter und nur unter Entbehrungen gelang (vgl. Hill/Kopp 2013, S. 32–34, 63 f.). „In diesem Sinne war die vorindustrielle Familie eine ‚Notgemeinschaft‘, durch einen ‚Zwang zur Solidarität‘ zusammengehalten“ (Beck-Gernsheim 1994, S. 120). Das Individuum habe lediglich als Rad im Getriebe der Gemeinschaft gezählt. Grunderfahrung der Familienmitglieder sei das Gefühl wechselseitiger Abhängigkeit gewesen, dem im Konfliktfall persönliche Wünsche unterzuordnen waren.

Allerdings war die ökonomische Produktion der Familie auch zu vorindustriellen Zeiten nicht an die Produktionseinheit des Ganzen Hauses gebunden. Denn für andere Stände, so die Quellenlage, war der Haushalt nicht zugleich Produktionsstätte. Durchaus vorhandene Möglichkeiten außerhäuslicher Erwerbstätigkeit eröffneten für viele die Chance, den ökonomischen Zwängen der Gründung einer eigenen Betriebsstätte aus dem Weg zu gehen. So gingen Männer und Frauen unterbäuerlicher und unterbürgerlicher Stände bereits in der mittelalterlichen Gesellschaft außerhäuslichen Erwerbstätigkeiten in der Land- und Hauswirtschaft nach (als Tagelöhner, Land- und Waldarbeiter, Dienstboten und Gesinde) (vgl. Mitterauer 1976 paraphrasiert nach Hill/Kopp 2013, S. 33). Für Heimarbeiter/innen-Familien ist eine genderneutrale Angleichung rollenspezifischer Arbeitsbereiche dokumentiert (vgl. Rosenbaum 1982 paraphrasiert nach Hill/Kopp 2013, S. 35). Bezüglich der entstehenden Arbeiter/innenschaft lassen sich historische Argumente dafür finden, dass in Fabriken beschäftigte Mütter¹⁶ und Väter ihre Bindungen zur erweiterten Familie verstärkten, um eine Unterkunft zu finden und die Kinderbetreuung, Kranken- und Altersversorgung gewährleisten zu können (vgl. Siedler 1987 paraphrasiert nach Hill/Kopp 2013, S. 34; vgl. auch Kreckel 1993, S. 55). In den unteren Stän-

16 Vornehmlich Arbeiterinnen im verarbeitenden Gewerbe gingen einer marktvermittelten Erwerbstätigkeit nach, denn hier reichte das durch den Ehemann erwirtschaftete Einkommen nicht für die ganze Familie aus (Lauterbach 1991, S. 27).

den waren die Familienmitglieder (erwerbstätige Frauen, Männer und Kinder) zur Verausgabung praktisch aller Anstrengungen und Energien für das tägliche Überlebens gezwungen (vgl. Beck-Gernsheim 2008, S. 22). Hingegen konnte sich das aufstrebende Bürgertum ab etwa Mitte des 18. Jahrhunderts eine Trennung von Produktions- und Reproduktionssphäre leisten. Die Aufspaltung der bürgerlichen Arbeitsteilung in Privatheit und Öffentlichkeit verband sich mit einer polaren Neudefinition der Geschlechterrollen, die dem Ehemann die Ernährerrolle und außerhäusliche Welt zuwies und die Ehefrau als Mutter und Gattin der innerhäuslichen Welt zuordnete (vgl. Meyer 2011, S. 332).

Schlussfolgernd unterstreicht eine nach Ständen differenzierte Analyse der Muster familialer Arbeitsteilung in vorindustriellen europäischen Gesellschaften die Prägekraft der sozialen Lage auf ökonomische Kooperationsmuster der Familie. Wenn Möglichkeiten außerhäuslicher Erwerbstätigkeit gegeben waren (oder andere individuelle Erwerbsquellen bestanden), waren auch Möglichkeiten für alternative Lebensformen gegeben. Ohne diese Voraussetzungen war die Vollständigkeit einer Produktionsgemeinschaft ökonomischer Zwang. Möglichkeiten der Familienformation wurden folglich von der geltenden ständischen Arbeitsorganisation oktroyiert (Hill/Kopp 2013, S. 38).

Mit dem Übergang von Agrar- zu Industriegesellschaften hat mit dem Bauern- und Handwerkerstand auch dessen familiale Organisationsform als Einheit von Haushalt und Produktionsstätte an Bedeutung verloren. Stattdessen wurden erwerbsfähige Familienmitglieder zunehmend durch die vorherrschenden Produktionsbedingungen motiviert, ihre Existenzgrundlagen außerhalb der Familie zu erwirtschaften:¹⁷ „Weil alles Erstrebenswerte – materielle Sicherheit, soziale Anerkennung, Status und Identität – nur durch das Nadelöhr der Erwerbsarbeit zu erlangen sind, drängen alle auf den Arbeitsmarkt“ (Beck 2000a, S. 27 f.). Diese Anziehungskraft hat im 19. Jahrhundert an Schwung gewonnen – und steigerte sich mit der Etablierung einer Erwerbsgesellschaft bis in die Gegenwart. Insofern ist dieser Prozess noch immer in Gang.

Im Kontext konkurrenzbasierter Märkte sind extensive Loyalitätsverpflichtungen gegenüber dem Familienverband nicht unbedingt hilfreich, da sie die am Markt geforderte Mobilität und Flexibilität behindern können.

17 Die neu geschaffenen Arbeitsmöglichkeiten außerhalb der Familie nahmen bis zum Zweiten Weltkrieg vor allem alleinstehende Frauen wahr. Die Erwerbsquote der ledigen und verwitweten Frauen im erwerbsfähigen Alter betrug 1882 69, stieg in den 1930er-Jahren auf 77 und betrug 1950 68 Prozent (Lauterbach 1991, S. 27).

Einzelne Familienmitglieder sind weniger an ihre Familie gebunden, wodurch die Interaktionsdichte und damit die Kohäsion und Solidarität innerhalb der Familien sinkt. Unter unsicheren Arbeits- und Einkommensbedingungen werden langfristige Festlegungen (und damit Familiengründungen) erschwert. Beck (1986, S. 191) geht in marxistischer Tradition soweit, das durch den Kapitalismus herbeigeführte Ende der Familie zu propagieren:

„In dem zu Ende gedachten Marktmodell der Moderne wird die familien- und ehelose Gesellschaft unterstellt. Jeder muß selbständig, frei für die Erfordernisse des Marktes sein, um seine ökonomische Existenz zu sichern. Das Marktsubjekt ist in letzter Konsequenz das alleinlebende, nicht partnerschafts-, ehe- oder familien-, behinderte‘ Individuum. Entsprechend ist die durchgesetzte Marktgesellschaft auch eine kinderlose Gesellschaft – es sei denn, die Kinder wachsen bei mobilen, alleinerziehenden Vätern und Müttern auf.“

Passenderweise wurden mit der Entwicklung des Sozialstaats nicht nur die Härten der Marktwirtschaft abgefedert, sondern zugleich auch die Möglichkeit einer Existenzsicherung jenseits der Familie sichergestellt. Mit der Erwerbsintegration konnten sich Familien durch Herauslösung ihrer Mitglieder aus Solidaritätszwängen von stabilen „Notgemeinschaften“ zu fragilen „Wahlverwandtschaften“ wandeln (Beck-Gernsheim 1994). Insgesamt wird durch den institutionell gestützten sektoralen Wandel also die Logik individueller Lebensentwürfe gefördert. Zugleich erleichtert die Entbindung der Familie von ökonomischen und normativen Zwängen aber auch die im historischen Verlauf sicherlich stets mitschwingende Emotionalisierung und Intimisierung des familialen Binnenverhältnisses. In modernen Gesellschaften werden Partnerschaften ebenso wie Eltern-Kind-Beziehungen auf eine zunehmend emotional-affektive Basis gestellt (vgl. u. a. Hahn/Burkart 2000; sowie kritisch Illouz 2007, 2014, 2015).

Indes verhinderte die Arbeitsorganisation des *Fordismus*, wie sie sich zu Friedenszeiten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und in den drei „goldenen Jahrzehnten“ nach der Gründung der Bundesrepublik in weiten Teilen der arbeitenden Mittelschichten durchsetzte, eine vollständige Kommodifizierung der Familiernährenden: Marktrisiken wurden über betriebliche und wohlfahrtsstaatliche Sicherungssysteme und hochgradig standardisierte Produktions- und Lebensformen abgesichert (u. a. Beck 2000b). Zur Erwirtschaftung des Familieneinkommens reichte in den meisten Fällen ein Erwerbseinkommen aus (Dingeldey/Berninger 2013; Gottschall/Schröder 2013).

Entscheidend für eine Etablierung und Generalisierung des bürgerlichen Familienmodells war die wirtschaftliche Prosperität der Nachkriegszeit. Zudem ermöglichte der Ausbau sozialer Sicherungssysteme die Befreiung deprivilegierter Klassen aus ökonomischen Notlagen und trug damit zur Nivellierung divergierender Familienformen bei (vgl. Meyer 2011, S. 332). Frauen waren in dieser „halbierten Moderne“ (Beck 1986, S. 179) abhängig vom Ernährerlohn ihrer erwerbstätigen Ehemänner, die wiederum auf die Haus- und Sorgearbeit ihrer Ehefrauen angewiesen waren, um arbeitsfähig zu bleiben (*Ernährer-Hausfrau-Modell*).¹⁸ Aus der Dichotomie außerhalb der Familie vollzogener Erwerbsarbeiten und innerhalb der Familie erbrachter Haus- und Sorgearbeiten kann die soziale Reproduktionsfunktion der Familie abgeleitet werden: Die Familie bietet einen Repräsentations-, Schutz- und Regenerationsraum, um im Produktionsprozess verschlissene Kräfte wiederherzustellen (Jürgens 2009, S. 132 f.).¹⁹ Der Zwang zur familialen Solidarität konnte im Fordismus durch die Institutionalisierung von *Normalfamilie* und *Normalarbeit* im Ernährer-Hausfrau-Modell erneuert werden: Durch die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der Ehepaare erbrachte die Familie ökonomische Aufgaben. Die nachhaltige Aufspaltung familialer Produktionsprozesses in entlohnte und nicht entlohnte Arbeiten soll im weiteren Verlauf dieser Arbeit anhand der begrifflichen Dichotomie

18 Keineswegs alle Familien konnten sich einen solchen Lebenswandel leisten, wie u. a. ein Blick in die Belletristik illustriert: „Von allen Auseinandersetzungen blieb nur übrig, dass Vater zu wenig Geld nach Hause brachte. Vater saß in einer Falle und wußte es nicht. Er lebte noch ganz und gar in der Auffassung seiner eigenen Eltern. Danach war es allein die Aufgabe des Mannes, für die Ernährung seiner Familie zu sorgen. Er stellte sich die Aufgabe schematisch lösbar vor, das heißt, er glaubte, wenn er regelmäßig arbeitete und das von ihm verdiente Geld ohne Rest zu Hause ablieferte, sei der Erfolg der Regelung schon sichergestellt. Die Möglichkeit, daß das Geld nicht ausreichte, war in seinem Denken nicht vorgesehen. Stellte sich aber dennoch heraus, daß nicht genügend Geld vorhanden war, dann war es die Aufgabe der Familie, sich allmählich wie eine arme Familie zu verhalten. Denn Armut war in der Kindheit des Vaters weder selten noch eine Schande. In unserer Lage war die Erhöhung des Familieneinkommens nur durch die Mitarbeit der Ehefrau möglich. Und unsere Lage war neu, jedenfalls für den Vater: Nach dem Zweiten Weltkrieg rückte der private Konsum in das Zentrum des Lebens. Vater hatte nicht bemerkt, dass es jetzt nicht mehr ehrverletzend für einen verheirateten Mann war, wenn die Ehefrau ebenfalls arbeitete, um das Ziel eines möglichst großzügigen Konsums zu erreichen. Ehrverletzend war jetzt das Gegenteil: nicht genug Geld zum Ausgeben zu haben.“ (Genazino 2012, S. 28 f.).

19 Wobei diese Reproduktionsaufgabe nicht unbedingt an Familie oder Partnerschaft gebunden ist, sondern möglicherweise sogar effizienter durch Freundschaften, Fitness- und Wellnesscenter sowie Seelsorge- und Beratungsangebote erbracht werden kann, als innerhalb der familialen Welt „der ungelösten Konflikte und ungewaschenen Wäsche“ (Hochschild 2006, S. 56).

von Erwerbs- und Familienarbeit (als Sammelbecken familialer Haus-, Pflege-, Erziehungs-, Platzierungs- bzw. Sorgepflichten) weiterverfolgt werden.

Wie sich zeigt, folgt die Produktionsweise der Familie dem Wandel gesellschaftlicher Produktionsweisen. Ebenso wie Nomaden-, Agrar- und auch Industriegesellschaften spezifische Familienformen hervorbracht haben, erfasst auch die Arbeitsorganisation globalisierter Wissensgesellschaften die gesellschaftliche Konstruktion von Familie. Unter postindustriellen Bedingungen werden einstmals etablierte Modelle nicht nur hinfällig, weil Frauen Anspruch auf ein „eigenes Leben“ erheben (Beck-Gernsheim 2008), sondern auch weil deregulierte Marktgesellschaften im globalen Wettbewerb nicht auf die Erwerbspotenziale ihrer weiblichen Bevölkerung verzichten können. Um die Arbeitskraft der Frauen in den Markt zu integrieren, müssen neue familiäre Leitbilder entwickelt werden (vgl. Diabaté/Lück 2014). Einst etablierte Trennungen von Produktion und Reproduktion müssen fallen, so der Zeitgeist, und durch einen doppelten Lebensentwurf ersetzt werden (vgl. Hill/Kopp 2013, S. 274)²⁰. Folglich erneuert der jüngste Wandel von Arbeit und Wohlfahrtsstaat die Frage, wie Eltern die Erbringung ihrer ökonomischen Pflichten so organisieren können, dass ihre Familie in keiner Dimension Mangel leidet: Wie können Familienernährende zugleich ihre ökonomischen Bedürfnisse sichern, ihre Arbeitskraft erhalten und ihren Nachwuchs auf eine Integration in das Erwerbssystem vorbereiten? Hier schließt sich die Frage an, inwiefern familiäre Pflichten (gegen ein Entgelt) externalisiert werden können. *Möglicherweise muss die Familie ihre ökonomische Funktion an Markt und Staat abtreten, um den Anforderungen individualisierter Erwerbsgesellschaften gerecht zu werden.* Denn sicherlich kann ein Großteil der familialen Reproduktions- und Sozialisationspflichten (bzw. familialer Humankapitalinvestitionen) von den Eltern auf die erweiterte Familie, soziale Netzwerke, wohlfahrtsstaatliche Institutionen oder die Privatwirtschaft übertragen werden (vgl. Honig 2014; vgl. auch Coleman 1986).²¹ Auch in der Vergangenheit erfolgte die Pflege und Erziehung (auch in der frühen Kindheit) nicht unbedingt durch die Eltern, son-

20 Auch Beck (1986, S. 201) sieht in der „Eindämmung und Abpufferung von Marktbeziehungen“ ein Ausweg aus dem Antagonismus von Familie und Arbeitsmarkt, wenn „institutionelle Wiedervereinigungsmöglichkeiten von Arbeit und Leben auf dem Stand der erreichbaren Trennung [...] ermöglicht werden.“

21 Die Sozialisationsforschung scheint ihre theoretischen Konzepte an die Konjunktur des Zeitgeists anzupassen: Wurden in den Nachkriegsjahrzehnten Bindungstheorien konsultiert, liegt der Fokus heutzutage auf einer effektiven Entwicklungsförderung (Honig 2014, S. 33–35).

dern wurde von Geschwistern, Großeltern, Verwandten und Bediensteten erledigt (vgl. Nave-Herz 2004, S. 89). Und nicht nur gegenwärtig wird die Sozialisationsarbeit bereits in der frühen Kindheit durch institutionelle Betreuungseinrichtungen übernommen, wie ein Blick auf die Familienpolitik anderer Länder und Epochen zeigt.²²

Doch kann die Strategie einer Externalisierung der Familienarbeit insofern als riskant betrachtet werden, dass hierdurch nicht nur die individuelle Autonomie der Mütter und Väter gegenüber der Familie, sondern auch ihre individuelle Abhängigkeit von einer Erwerbsintegration erhöht wird. Länger arbeitslos oder erwerbsunfähig zu sein, heißt ohne eigenes Geld zu sein und damit (wieder) auf die Abhängigkeitsbeziehungen der Familie verwiesen zu werden. Die Frage ist nur, wie viel Familiensolidarität in einer auf individualisierte Erwerbsbürger/innen abgestimmten Marktgesellschaft eingefordert werden kann.

1.2 Ökonomische Praktiken der Familie

Wie Familien ihren ökonomischen Beitrag zum Gelingen der Gesellschaft konkret *herstellen*, lässt sich nicht aus einer makrosoziologischen Perspektive ermitteln. Ratsam ist ein Fokuswechsel von der Institution zur *sozialen Gruppe*. Damit wird nicht länger die gesellschaftliche Integrationsleistung der Familie verfolgt (ohne diese ganz aus dem Auge zu verlieren), sondern die subjektive Bedeutung von Familie für einzelne Familienmitglieder erkundet. Angenommen wird, die familiäre Praxis der Erbringung ökonomischer Funktionen erfolge maßgeblich qua spezifischer Kooperation. Für die Untersuchung familialer Armut wird eine mikrosoziologische Analyseperspektive eingenommen, um Schwierigkeiten aufzudecken, auf die Familien in ihrer ökonomischen Praxis stoßen können. Der Fokus wird auf binnenfamiliäre Distributions- (Solidarität) und Produktionsweisen (Arbeitsteilung) gelenkt.

22 In der Zeit des nationalsozialistischen Regimes wurde die Zahl der Kindergärten in Deutschland mehr als verdoppelt und in Ostdeutschland lässt sich als Andenken an die DDR bis heute eine eigene Kultur der Kinderbetreuung mit einem erheblich höheren Institutionalisierungsgrad als in den alten Bundesländern feststellen. U. a. in Frankreich wird seit langem das kulturelle Leitbild verfolgt, das Wohl des Kindes zu fördern, indem es möglichst früh zusammen mit gleichaltrigen Kindern betreut wird. Viele Mütter pausieren hier nur drei Monate nach der Geburt eines Kindes, bevor sie wieder voll in die Erwerbstätigkeit einsteigen (vgl. Sandberg 2006; Ostner 2010).

1.2.1 Intergenerationale Solidarität

Familie wird aus eher mikrosoziologischer Perspektive als „eine nach Geschlecht und Generation differenzierte Kleingruppe mit einem spezifischen Kooperations- und einem wechselseitigen Solidaritätsverhältnis“ definiert (Meyer 2011, S. 331). Gegenstand der Untersuchung sind die sozialen Beziehungen derjenigen Personen, die anerkannte Mitglieder der Familie sind, wozu Hill und Kopp (2013, S. 13) „auf Dauer angelegte Verbindungen von Mann und Frau mit gemeinsamer Haushaltsführung und mindestens einem eigenen (oder adoptierten) Kind“ zählen. Erklärungsbedürftig ist zudem der Begriff der sozialen Gruppe, der bereits einen Großteil der Definition von Familie abdeckt:

„Von einer sozialen Gruppe wollen wir dann sprechen, wenn mehrere Menschen in sozialer Beziehung stehen und über eine gewisse Zeit gemeinsame Ziele verfolgen. Über die gemeinsamen Ziele und die Art ihrer Verwirklichung wird kommuniziert. Ihre Realisierung geschieht durch situationsübergreifende Interaktionsprozesse.“ (Bahrdt 2003, S. 90)

Familien stellen besondere soziale Gruppen dar, die ihre Mitglieder aus mehrgenerationalen, verwandtschaftlichen und oftmals lebenslangen Generationenbeziehungen rekrutieren, die sich in erweiterten Familien über Haushaltsgrenzen hinweg entfalten können. Ein *gemeinsames Ziel* der Mitglieder einer Familie könnte bspw. darin liegen, durch den Austausch von Emotionen, Arbeit und auch Geld ein wechselseitig höheres Niveau der Bedürfnisbefriedigung zu erreichen. Studien zeigen, dass vielfältige materielle und immaterielle Transferleistungen zwischen den Generationen (erweiterter) Familien fließen. Eltern sorgen während der Kindheit und Jugend, aber auch später im Erwachsenenalter für ihre Nachkommen. Umgekehrt stehen erwachsene Kinder für Hilfeleistungen an ihre älteren Eltern zur Verfügung. So sparen Eltern und Kinder Geld und Kraft, wenn sie zusammen wohnen und damit Raum (Küche, Bad, Keller, Garten) und Konsumgüter (Lebensmittel, Haushaltsgeräte, Heizkosten, Strom und Internet) gemeinschaftlich verwalten. Aber auch familiäre Beziehungen zwischen getrennten Haushalten werden intensiv gepflegt (vgl. Szydlík 2000, 2011, 2014). Familienmitglieder helfen, beraten und informieren einander je nach Talent, Interesse und Fähigkeiten u. a. bei der Kinderbetreuung und -erziehung, bei der Pflege Alter und Kranker, bei der Hausarbeit, im Garten, in Behörden- und Finanzangelegenheiten sowie bei Reparaturen, Renovierungen und beim Hausbau. Zudem unterstützen finanzstärkere Familienmitglieder ihre Angehörigen (nicht nur an Geburtstagen und zu Weihnachten)